

Die Gegenwart Alteuropas: Antike, Mittelalter und Frühe Neuzeit im historischen Horizont der Nachkriegszeit

Kurseinheiten 1 und 2:
Schlüsselthemen der deutschen Geschichtswissenschaft in Ost und West

Inhaltsverzeichnis der Kurseinheiten 1 und 2

I	Thomas Sokoll: Einleitung	1
1	Erinnerungskultur	1
2	Historischer Horizont	3
3	Nachkriegszeit	5
4	Geschichtswissenschaft im geteilten Deutschland	7
	Bundesrepublik: Historismus, Alteuropa, Sozialwissenschaft	
	Rückkehr zum Historismus	7
	Aufbruch nach Alteuropa	10
	Durchbruch zur Historischen Sozialwissenschaft	13
	SBZ/DDR: Marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft	
	Dogmatische Festschreibung eines offenen Kanons	17
	Der offene Kanon: das Werk von Marx und Engels	18
	5 Deutsche Historiker in Ost und West: Grenzen und	
	Konvergenzen des Dialogs	25
	Hinweise zur vertiefenden und weiterführenden Lektüre	26
II	Eckhard Meyer-Zwifelhoffer: Kalter Krieg um ein heißes Thema: Die Erforschung der antiken Sklaverei in der DDR und in der BRD	32
1	Die Konfrontation:	
	Der XI. Internationale Historikerkongress in Stockholm 1960	32
	2 Die Herausforderung: Sklaverei und Fortschritt	37
	3 Die Antwort: Sklaverei und Humanität	56
	4 Epilog: Erbe und Tradition, Bruch und Neuanfang:	
	historische Erinnerung in der DDR und BRD	66
	Bibliographische Hinweise	69
III	Felicitas Schmieder: Völkerwanderung und Germanen	70
1	„Die Völkerwanderung“ traditionell	70
2	Was aber heißt wandern und was ist ein Volk?	72
3	Ein Beispiel: Die Germanen als Ahnen der nordischen Rasse	76
4	Die Slaven kommen zu ihrem Recht	81
5	Resümee: Gibt es die Gefahr des politischen Mißbrauches	
	ethnischer Geschichte im modernen Europa?	84
	Bibliographische Nachweise	87

IV	<i>Dirk Jäckel</i> : Kulturträger oder Räuberische Horden? Die Erforschung der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung	88
	1 Einleitung	88
	2 ‚Alte Sünden‘: Die „Ostforschung“ in der Weimarer Republik und während des Dritten Reiches	91
	3 Zwischen Beharrung und Neubewertung: Die Ostsiedlung in der westdeutschen Geschichtswissenschaft	98
	4 Die Ostsiedlung bei Engels und Marx	106
	5 Die Ostsiedlung im Urteil der DDR-Geschichtswissenschaft	109
	6 Resümee	116
	Bibliographische Angaben	117
V	<i>Michael Borgolte</i> : Feudalismus. Die marxistische Lehre vom Mittelalter und die westliche Geschichtswissenschaft	120
VI	<i>Thomas Sokoll</i> : Reformation und Bauernkrieg als Frühbürgerliche Revolution?	134
	1 Reformation und Bauernkrieg: ein kurzer Abriss	134
	2 Das Erbe der Klassiker: Bürgertum, Revolution, Reformation und Bauernkrieg bei Marx und Engels	136
	3 Die ostdeutsche Festschreibung: das Konzept der „frühbürgerlichen Revolution“	144
	4 Ausblick: westdeutsche Perspektiven	156

I Einleitung

Thomas Sokoll

Dieser Kurs fragt nach der erinnerungskulturellen Bedeutung der vormodernen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg. Es soll untersucht werden, welche Vorstellungen man sich in den beiden deutschen Staaten nach 1945 von der Geschichte der Antike, des Mittelalters und der Frühen Neuzeit gemacht hat, und zwar einerseits in der historischen Fachwissenschaft, andererseits in der breiteren Öffentlichkeit. Dazu gehen wir exemplarisch vor. Zum einen wollen wir uns ansehen, wie aus bestimmten Themen der alten, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte Schlüsselthemen der fachhistorischen Forschung erwachsen und in welcher Weise sie dort behandelt wurden. Diese Themen lauten: Sklaverei, Völkerwanderung, Ostsiedlung, Feudalismus und Frühbürgerliche Revolution (Kurseinheiten 1 und 2). Zum anderen beschäftigen wir uns mit drei Beispielen für populäre Formen der Imagination der vormodernen Geschichte: *Asterix* steht für die Antike im Comic, *Ecos Name der Rose* für das Mittelalter im Roman, und verschiedene Luther-Filme für die Frühe Neuzeit auf der Leinwand (Kurseinheit 3).

Natürlich ist unsere Verknüpfung von Medium und Epoche nicht zwingend - es gibt auch Filme über Alexander den Großen, Comics über König Arthur oder Romane über Friedrich den Großen. Wir hätten also auch andere Beispiele nehmen können. Ähnliches gilt für die fachhistorischen Themen. Gleichwohl ist unsere Auswahl nicht beliebig. Wir haben vielmehr Beispiele gewählt, die zum einen wirklich bedeutsam sind, d.h. dass sie die Fachwissenschaft oder die Öffentlichkeit über längere Zeiträume beschäftigt und bewegt haben. Zum anderen sind es Beispiele, von denen aus sich der Problemhorizont der Erinnerungskultur aufschließen lässt. In diesem Sinne sollen unsere Beispiele dazu dienen, den Stellenwert zu bestimmen, den Antike, Mittelalter und Frühe Neuzeit im historischen Horizont der Nachkriegsgesellschaft in den beiden deutschen Staaten besaßen.

1 Erinnerungskultur

Mit dem Begriff der Erinnerungskultur greifen wir eines der Schlüsselwörter im Titel des Moduls 11 A auf, zu dem der vorliegende Kurs gehört. Was aber soll Erinnerungskultur heißen? Im Sinne der ursprünglichen Bedeutung von „Kultur“ (*cultura* bei Cicero) ist zunächst ganz einfach die Pflege der Erinnerung gemeint, die als solche, sowohl individuell als auch kollektiv, offenbar ein ebenso elementares wie universales menschliches Bedürfnis ist. Jeder von uns möchte irgendwann wissen (in der Regel spätestens in der Pubertät), wo er oder sie herkommt. Ebenso kennen wir keine menschliche Gesellschaft, die ohne Erzählungen ‚von früher‘ oder ohne die Suche nach ihren ‚Wurzeln‘ ausgekommen wäre oder auskäme. Die Erinnerung selbst mag, zumal als individuelle Leistung, tatsächlich im Inneren der eigenen Person sitzen (Herz, Kopf, Gedächtnis) und dort still gepflegt werden (Andenken, Besinnung). Doch Erinnerungspflege im eigentlichen Sinne dringt auch nach Außen, denn sie erfordert materielle Träger (z.B. Tagebuch oder Postkarte) oder besondere Inszenierungen (z.B. Geburtstagsfeier oder Beerdigung). Dies gilt erst recht für die

kollektive Pflege der Erinnerung, bei der stets äußere Gegenstände und Formen der Darstellung und Vermittlung und besondere Institutionen ins Spiel kommen, sei es nun der Geschichtsunterricht in der Schule oder die Arbeit eines Geschichtsvereins, ein Buch, eine Bibliothek, ein Bild, ein Museum, ein Nationalfeiertag oder ein Mahnmahl.

In den letzten Jahren hat sich die Forschung verstärkt mit öffentlichen Inszenierungen und Monumenten der Erinnerung beschäftigt, und häufig wird der Begriff der Erinnerungskultur vor allem in diesem Sinne verwendet (guter Abriss: Schneider 2000). Dafür spricht, dass Museen oder Denkmäler in der Tat hervorstechende Orte der kollektiven Erinnerung darstellen, wie z.B. Norman Fosters Reichstagskuppel, Daniel Libeskind's Jüdisches Museum oder Peter Eisenman's Holocaust-Mahnmahl. Durch ihre unverrückbare dingliche Gestalt bannen sie das Erinnerte dauerhaft gegen das Vergessen und machen es für jeden in gleicher Weise sichtbar, eröffnen aber zugleich einen Raum für eigene Empfindungen und Interpretationen und damit für neue Deutungen.

„Erinnerungsorte“ sind aber auch Orte im kollektiven Gedächtnis, die gar keine dingliche Gestalt (mehr) besitzen und trotzdem (oder gerade deshalb) im geistigen Raum der Erinnerung einer sozialen Klasse, einer Region oder einer Nation ihren festen Platz besitzen. Das können Ereignisse sein, die sich als Datum eingepägt haben (14. Juli in Frankreich, 20. Juli in Deutschland) – selbst dann, wenn gar nicht sicher ist, ob sie als solche tatsächlich stattgefunden haben (Luthers Thesenanschlag am 31. Oktober 1517 ist zeitgenössisch nicht belegt); oder herausragende Personen (Karl der Große bzw. Charlemagne, Ludwig XIV., Bismarck); Lieder und Symbole (Flaggen, Nationalhymnen, gallischer Hahn, deutscher Michel, Pickelhaube); literarische Gestalten (Hauptmann von Köpenick); aber auch Gebäude, die es nicht mehr gibt (Bastille, Berliner Mauer) oder die heute ganz anders aussehen als zu der Zeit, an die sie erinnern (Wartburg); oder wirkliche Orte, die nicht für sich, sondern für eine Epoche stehen und dann gleich mehrfach besetzt sein können (Weimarer Klassik, Weimarer Republik).

Wie auch immer solche Erinnerungs- oder Gedächtnisorte (*lieux de mémoire*) beschaffen sein mögen – für ihren Platz in der Erinnerungskultur zählt allein die Tatsache, dass es ‚Gemeinplätze‘ sind, d.h. dass jeder sie kennt und sie damit wirklich Teil des kollektiven Gedächtnisses sind, selbst wenn sich jeder Einzelne etwas anderes darunter vorstellt (umfassend: für Frankreich Nora 1984-1992 [Auswahl: Nora 2005]; Nora 1990 [Konzeption]; für Deutschland François/Schulze 2001 [Auswahl 2005]; für Erinnerungsorte der kollektiven Verbrechen: Puvogel u.a. 1996/2000; Kaminski 2004).

Im Unterschied zur Erinnerungskultur in diesem spezifischen Sinne gehen wir im Folgenden von einem weiter gefassten Verständnis aus. Zwar lassen sich einige unserer Fallbeispiele (Asterix, Luther, Reformation, Bauernkrieg) durchaus auch als solche Erinnerungsorte verstehen. Doch wenn wir uns neben populären Imaginationen der Antike, des Mittelalters und der Frühen Neuzeit vor allem mit Schlüsselthemen der fachhistorischen Forschung befassen, dann deshalb, weil wir Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung ausdrücklich als wesentliche Bestandteile der kollektiven Erinnerung und des kollektiven Gedächtnisses und damit als wichtigen Bereich der Erinnerungskultur betrachten. Mehr noch: Im Hinblick auf unsere Frage nach der Gegenwart Alteuropas ist dies geradezu zwingend. Denn nicht erst für die moderne Gesellschaft, sondern auch schon für alle vormodernen Gesellschaften Europas ist es seit der Ausprägung der Schriftkultur (also seit dem 8. Jahrhundert v.

Chr.) charakteristisch, dass die Pflege der Erinnerung einerseits über Rituale und Symbole erfolgt, an denen (potentiell) jedermann teilhaben kann, andererseits aber durch eine Elite literarisch gebildeter Fachleute bewerkstelligt wird, die dafür schriftliche Zeugnisse als Speichermedium und Überlieferungsträger nutzen. Seit Homer und Hesiod, Herodot und Thukydides sind das kollektive Gedächtnis und die kollektive Erinnerung arbeitsteilig organisiert: neben dem lebendigen Gedächtnis ihrer Mitglieder verfügt die Gesellschaft über ein künstliches, schriftgestütztes Gedächtnis und neben der mündlichen Weitergabe der Erinnerung über eine schriftliche Tradition, die sich um kanonische Texte rankt.

Für die Zwecke dieses Kurses wollen wir also unter Erinnerungskultur die Gesamtheit aller Formen verstehen, in denen eine Gesellschaft ihre Erinnerung organisiert und ihr Gedächtnis ausrichtet. In der modernen Gesellschaft zählt dazu selbstverständlich auch die Geschichtswissenschaft, die sich im arbeitsteiligen System der Wissenschaften mit der Sammlung und Verwaltung der historischen Zeugnisse, der Produktion und Verbreitung des daraus gewonnenen historischen Wissens und der Deutung und Diskussion der daraus erwachsenden historischen Erkenntnisse beschäftigt. Sie bedient sich dazu unterschiedlicher Institutionen (Archive, Bibliotheken, Forschungsinstitute, Lehrstühle an Universitäten), Medien (Bücher, Fachzeitschriften) und Kommunikationsformen (Vorlesungen, Seminare, Konferenzen), die nicht nur gegenüber anderen Disziplinen (Archäologie, Literaturwissenschaft) fließende Grenzen besitzen, sondern auch in andere gesellschaftliche Teilbereiche ausstrahlen (Museen, Verlage, Rundfunk, Fernsehen). Geschichtswissenschaft als Normalbetrieb ist also ein offenes System, dessen Aufgabe in der professionellen Hantierung des gesamten gesellschaftlich verfügbaren Wissens über die Vergangenheit besteht.

Die Summe dieses historischen Wissens könnte man auch als das *professionelle historische Gedächtnis* der Gesellschaft bezeichnen. Da das professionelle historische Wissen ständig zunimmt (sobald die historischen Zeugnisse einmal archiviert wurden, gehen sie kaum noch verloren), ist dieses Gedächtnis prinzipiell unbegrenzt. Doch als kumulativer Speicher läuft es zugleich Gefahr, zunehmend ‚totes‘ Wissen aufzubewahren. Denn auch wenn die Gesellschaft über die historische Profession im Prinzip jederzeit alles historische Wissen abfragen könnte, so stellt sich in der Praxis die Frage, zu welchem Zeitpunkt sie dies zu welchem Zweck und in welchem Umfang dann auch tatsächlich tut.

2 Historischer Horizont

Die soziale Verwandlung des professionellen historischen Gedächtnisses in lebendige Erinnerung ist also eine Frage der Selektion: Welches historische Wissen wählt die Gesellschaft wann aus? Um diese Frage in der für unsere Zwecke gebotenen Vereinfachung zu skizzieren, schlagen wir den Begriff des historischen Horizontes vor. Im historischen Horizont sind aus dem unendlichen Feld der Vergangenheit die Bereiche sichtbar, die in der Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt historisches Interesse beanspruchen. Er hängt vom Standpunkt ab, von dem aus die Gesellschaft zurückblickt.

Natürlich ist das Problem des historischen Horizontes um einiges komplizierter als wir es hier unterstellen. Denn ‚die‘ Gesellschaft kann ebenso wenig sehen oder einen Standpunkt beziehen wie ‚die‘ historische Profession. Als Kollektivsubjekte

sind beide gedankliche Konstruktionen, die es in der Wirklichkeit gar nicht gibt. Dennoch liegt gerade darin ihr heuristischer Wert, denn sie erlauben es uns, unsere Fragestellung klarer zu formulieren und in ihren Implikationen systematischer zu diskutieren als wir dies könnten, wenn wir uns unmittelbar auf die Ebene der Wirklichkeit begäben (wo wir vor lauter Bäumen den Wald nicht sähen). In diesem Sinne also: Was gab es zu sehen, als man nach 1945, zunächst in Deutschland als ganzem und ab 1949 von der Bundesrepublik und der DDR aus in die Antike, das Mittelalter und die Frühe Neuzeit zurückblickte? Welchen historischen Reim konnte man sich von da aus auf die Bedeutung der vormodernen Epochen für die eigene Gegenwart in der modernen Welt machen?

Das bedeutet: in diesem Kurs geht es *nicht* um die antike, mittelalterliche oder frühneuzeitliche Geschichte als solche. Es geht auch nicht um die historische Wirklichkeit, die den realen Gegenstand der ausgewählten Themen bildet oder ‚dahinter‘ liegt. Wir fragen *nicht* danach (jedenfalls nicht in erster Linie), wie viele Sklaven es denn nun tatsächlich in der Antike gegeben hat und wie sie behandelt wurden; oder wie die Völkerwanderung und die deutsche Ostsiedlung abgelaufen sind; oder ob bei *Asterix* die römische Eroberung Galliens und im *Namen der Rose* das mittelalterliche Klosterleben ‚richtig‘ getroffen sind. Wir fragen vielmehr nach den Vorstellungen, die in jedem dieser Fälle mitschwingen. Was meinten Historiker, wenn sie in den 1950er Jahren für die Spätantike und das Frühmittelalter von „Völkern“ oder „Stämmen“ sprachen? War es einfach eine (unbeholfene) Übersetzung des in den lateinischen Quellen dieser Zeit benutzten Ausdrucks (*gentes*)? Oder hatten sie (aller bösen Erinnerung an die völkische Ideologie der Nazis zum Trotz) doch noch so etwas wie natürliche Gemeinschaften von Leuten im Sinn, die durch gemeinsames Blut verbunden sind? Wie hielten es ihre Kollegen in den 1960er oder 70er Jahren? Was sagen ihre Kollegen heute?

Allgemeiner gefragt geht es darum, welche Vorstellungen, welche geistigen Bilder von der Antike, vom Mittelalter und von der Frühen Neuzeit, aber auch von der vormodernen Geschichte insgesamt, dabei entworfen, gepflegt und weitergegeben (und welche anderen ausgeblendet) worden sind, und darum, welche Funktion(en) diese Bilder besaßen. Dienten sie der *Verklärung* einer Vergangenheit, die man für unwiederbringlich verloren hielt (und gerade deshalb auf ewig erinnern zu müssen meinte)? Oder der *Besinnung* auf das kulturelle Erbe dieser Epochen, um so aus einer lebendigen Vergangenheit Lehren für die Gegenwart zu ziehen? Oder der kritischen *Absetzung* von einer falsch gelaufenen ‚Vor‘geschichte, mit der man nun endlich und endgültig zu brechen gedachte?

Unser historischer Berichtszeitraum ist somit *nicht* die Zeit von 800 v. Chr. bis 500 n. Chr. (Antike), von 500 bis 1500 (Mittelalter) oder von 1500 bis 1800 (Frühe Neuzeit), sondern die Zeit zwischen 1945 und 1989 (oder 2005). Das bedeutet nicht, dass wir auf die Zeit vor 1800 überhaupt nicht zu sprechen kommen werden. Im Gegenteil: wo es zum Verständnis der Geschichtsbilder (vor allem im Rahmen der fachwissenschaftlichen Erörterungen) unerlässlich ist, werden wir auch die realhistorischen Zusammenhänge kurz anreißen. Wer z.B. verstehen will, warum die moderne Forschung von der „Völkerwanderung“ eigentlich nur noch in Anführungszeichen spricht und stattdessen lieber den Begriff der Ethnogenese verwendet, muss natürlich zumindest in Grundzügen wissen, worum es dabei der Sache nach geht. Solches Orientierungswissen werden wir in die Darstellung einflechten. Außerdem wird in den Fußnoten oder in den bibliographischen Hinweisen am Ende eines jeden Kapitels auch die einschlägige neuere Literatur zum Thema genannt, so dass sich hier nachfassen lässt. Doch die eigentliche Frage ist, wie es - um bei diesem Beispiel zu blei-

ben - dazu gekommen ist, dass sich die fachhistorische Forschung immer weiter von der herkömmlichen Vorstellung der Völkerwanderung entfernt hat.

3 Nachkriegszeit

In der unmittelbaren Nachkriegszeit herrschte, was die historische Orientierung nicht allein der Fachwissenschaft, sondern der Bevölkerung insgesamt betrifft, zunächst das Gefühl der Ohnmacht, Ratlosigkeit und Verzweiflung. Wie hatte es passieren können, dass ausgerechnet Deutschland, das „Land der Dichter und Denker“, nach Jahrhunderten höchster kultureller Blüte mit einzigartigen Leistungen in Literatur, Kunst und Musik, in die finsterste Barbarei gerissen worden war? Die deutsche Geschichte jedenfalls schien darauf *keine* Antwort zu bieten – oder höchstens umgekehrt die schmerzhafteste und geradezu schizophrene Frage aufzuwerfen, wie lange sich Deutschland schon auf jenem Abweg befunden hatte, der unweigerlich ins Verderben hatte führen müssen. Die mangelnde demokratische Gesinnung in der Weimarer Republik, die verratene Revolution von 1918, die Autokratie des Kaiserreichs, die verpasste Revolution von 1848, der Aufstieg Preußens im Zeichen des Militarismus, die politische und konfessionelle Zerrissenheit im Zeitalter der Glaubenskämpfe, die Niederschlagung des Bauernkriegs, Luthers Obrigkeitsgläubigkeit, die Schwächung der königlichen Zentralgewalt im späten Mittelalter – je weiter man zurück blickte, um so mehr mochte sich der Eindruck verfestigen, als sei Deutschland seit jeher vom normalen Weg der Geschichte, wie ihn etwa Frankreich oder England beschritten hatten, abgewichen.

Bezeichnend ist, dass solche historischen Urteile in allen politischen Lagern virulent waren. Sie finden sich (um nur drei Beispiele zu nennen) bei Friedrich Meinecke, dem greisen Doyen der deutschen Historikergunft (1862-1954), dessen *Deutsche Katastrophe* (1946) sich wie das politische Testament eines an der Geschichte verzweifelten Bildungsbürgers liest; bei Alexander Abusch, gerade als Kommunist aus dem mexikanischen Exil zurück gekehrt (und später DDR-Kulturminister), der den *Irrweg einer Nation* (1946) als absteigende Linie von Luther über Friedrich den Großen und Bismarck zu Hitler beschrieb; und ebenso, auf Seiten der Sieger, bei A.J.P. Taylor, dessen *Course of German history* (1945) mit einer Generalabrechnung der tausendjährigen deutschen Geschichte einsetzt:

The history of the Germans is a history of extremes. It contains everything except moderation, and in the course of a thousand years the Germans have experienced everything except normality. [...] They have produced the most transcendental philosophers, the most spiritual musicians, and the most ruthless and unscrupulous politicians. ‘German’ has meant at one moment a being so sentimental, so trusting, so pious, as to be too good for this world; and at another a being so brutal, so unprincipled, so degraded, as to be not fit to live. Both descriptions are true: both types of German have existed not only at the same epoch, but in the same person. Only the normal person, not particularly good, not particularly bad, healthy, sane, moderate – he has never set his stamp on German history. Geographically the people of the centre, the Germans have never found a middle way of life, either in their thought or least of all in their politics. One looks in vain in their history for a *juste milieu*, for common sense

– the two qualities which have distinguished France and England. Nothing is normal in German history except violent oscillations (1945/2001: 1-2).

Positive Perspektiven auf die deutsche Geschichte erwachsen, so paradox dies klingen mag, erst aus der Spaltung Deutschlands während des Kalten Krieges. Denn auch wenn dadurch die Einheit der Nation (vorerst) verloren ging, so bot sich im Rahmen der weltpolitischen Blockbildung in jedem der beiden Teile die Chance zum politischen Neuanfang. Ab 1949 gab es zwei deutsche Staaten, deren Aufbau auch eine historische Neubesinnung nach sich zog. Sie verlief in getrennten Bahnen (obwohl die Grenze zumindest in Berlin bis zum Mauerbau 1961 offen war), die durch die erinnerungspolitischen Gegensätze in der Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich zementiert wurden. Während sich die Bundesrepublik nach und nach einem schmerzhaften Prozess der „Vergangenheitsbewältigung“ unterzog, war die DDR durch ihr antifaschistisches Selbstverständnis von der Überzeugung besessen, sie allein habe aus den Fehlern der Vergangenheit die richtigen Schlüsse gezogen und repräsentiere das „bessere“ Deutschland.

Dennoch gab es in der langfristigen historischen Rückschau verblüffende Gemeinsamkeiten. In beiden deutschen Staaten war man zunehmend darum bemüht, neben den Abgründen der deutschen Geschichte auch die Elemente eines positiven historischen Erbes freizulegen, an die man beim Aufbau meinte anschließen zu können; und dieses Erbe wurde ausdrücklich *jenseits* der nationalen Entwicklung als Ensemble europäischer (oder gar weltgeschichtlicher) Errungenschaften identifiziert. In der Bundesrepublik wurde die abendländische Kultur beschworen, die man vor allem in der christlichen Einheit des Mittelalters begründet sah, sie aber über Renaissance und Humanismus immer auch an ihre antiken Wurzeln zurückband. Die DDR dagegen bezog sich eher auf die Tradition der Aufklärung, der Französischen Revolution und der Arbeiterbewegung, wobei auch hier die Erinnerung an die Aufstände und Befreiungsversuche der Unterdrückten seit den Sklavenaufständen der Antike stets mitschwang.

In beiden deutschen Staaten wurden diese Fragen nach Tradition und Erbe nicht nur unter Historikern diskutiert, sondern waren auch Gegenstand leidenschaftlicher Debatten in einer breiten politischen Öffentlichkeit, in denen der professionellen Stimme der Historiker dann allerdings ein besonderes Gewicht zukam. Doch die Frage nach der öffentlichen Wirkung fachwissenschaftlicher Expertise brauchen wir hier nicht weiter zu verfolgen. Denn in den folgenden Kapiteln wollen wir die historischen Schlüsselthemen eher aus einer fachwissenschaftlichen Binnenperspektive betrachten: Was sagten z.B. die Historiker in der DDR zur antiken Sklaverei, und wie reagierten darauf ihre Kollegen in der Bundesrepublik? Dabei ist klar, *dass* die Auseinandersetzungen innerhalb der historischen Profession auch auf die Gesellschaft insgesamt ausstrahlten, weil die verhandelten Themen auch *politisch* brisant waren. Näher zu untersuchen, *wie* diese Ausstrahlung vor sich ging, wie weit sie reichte, und was es überhaupt mit dem Wechselspiel von Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit auf sich hatte, wäre aber ein ganz anderes Thema (das meist unter den Stichworten „Geschichtskultur“ und „Geschichtspolitik“ behandelt wird; grundlegend: Hardtwig 1990; Wolfrum 1999).

4 Geschichtswissenschaft im geteilten Deutschland

Bevor wir uns im Einzelnen unseren vormodernen Schlüsselthemen in der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung zuwenden, müssen wir aber noch einen Blick auf die professionellen Rahmenbedingungen der fachhistorischen Diskussion werfen. Was hieß es eigentlich berufspraktisch für Historiker in der Bundesrepublik oder der DDR, sich mit Themen aus der Antike, dem Mittelalter oder der Frühen Neuzeit zu beschäftigen? In welche institutionellen Strukturen waren sie dabei eingebunden? Welche disziplinären Orientierungen gingen damit einher? Welche wissenschaftspolitischen Vorgaben waren zu gewärtigen? Welche Bedeutung besaßen solche Themen für die allgemeine Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Ost und West?

Um diese Fragen im hier gebotenen Rahmen beantworten zu können, müssen wir uns auf eine grobe Skizze beschränken, in der wir zudem der Einfachheit halber von zwei getrennten historischen Professionen ausgehen, die sich fundamental voneinander unterschieden. Das ist zwar streng genommen nicht ganz richtig, weil bis in die frühen 1950er Jahre in der SBZ/DDR auch einige nichtmarxistische Historiker noch auf ihren alten Lehrstühlen waren, bevor sie in die Bundesrepublik übersiedelten. Auch gab es zunächst noch gemeinsame Historikertage, auf denen freilich die westliche Prominenz innerhalb der Zunft schon früh das Ruder übernahm und sich gegen die politischen Zumutungen der Ost-Kollegen verwahrte, bis diese 1958 den Trierer Historikertag unter Protest verließen und einen eigenen Verband gründeten. Die formelle Spaltung wurde also erst zu diesem Zeitpunkt vollzogen, und erst 1961 durch den Bau der Berliner Mauer endgültig zementiert. Seitdem jedoch standen sich die deutschen Historiker in zwei feindlichen Lager gegenüber, deren wissenschaftliches Selbstverständnis kaum unterschiedlicher hätte sein können.

Bundesrepublik: Historismus, Alteuropa, Historische Sozialwissenschaft

Rückkehr zum Historismus

Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik war zunächst ganz von der Rückkehr zum traditionellen Normalbetrieb bestimmt. Man schwor auf die hergebrachten Grundsätze der deutschen Historikerezunft, die im 19. Jahrhundert ihren Weltruhm begründet hatten. Gründliches Quellenstudium (in den großen Kultursprachen) begründete die handwerkliche Solidität. Konzentration auf Haupt- und Staatsaktionen, große Männer (Frauen wie Maria Theresia: Ausnahmen bestätigten die Regel) und die sie bewegenden Ideen unterstrich die politische Geschichte als vornehmsten Gegenstand des historischen Interesses. Geschichtsschreibung als einführende Erzählung nach Maßgabe des Individualitätspostulats (Ranke: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott“) sicherte das methodische Erbe des Historismus und unterstrich die Bedeutung der „Geschichte als Bildungsmacht“ (Gerhard Ritter) für die bürgerliche Klasse, die sich in den großen Gestalten wiederzuerkennen glaubte (zum Hintergrund: Iggers 1972; Schulze 1989).

Aus der konservativen Grundhaltung erwuchs die Selbstverpflichtung zur politischen Enthaltensamkeit. Sich in die Niederungen aktueller (partei)politischer Kämpfe zu begeben, galt als unwissenschaftlich. So etwas tat man nicht. Aus demselben Grunde stand die überwiegende Mehrheit der westdeutschen Historiker allen wissenschaftlichen Neuansätzen zutiefst skeptisch gegenüber. Vor allem das ‚linke‘ Projekt einer modernen Sozialgeschichte als Geschichte der einfachen Leute auf der Grund-

lage serieller Quellen und unter Verwendung statistischer Methoden, wie es in Frankreich von der Annales-Schule propagiert wurde, stieß auf weitgehende Ablehnung, die in gewisser Hinsicht politisch sogar verständlich war. Warum sollte man sich plötzlich mit der Geschichte der Volksmassen befassen? Hatte sich nicht gerade erst wieder gezeigt, wie schnell der „Pöbel“ den politischen Verführungen finsterner Demagogen erlegen war? Hatte das „gemeine Volk“ nicht, wie eh und je, nur als Spielball gedient, unfähig zur eigenständigen politischen Artikulation (von der verantwortlichen Gestaltung der Staatsgeschäfte ganz zu schweigen), und sich damit abermals als ein der historischen Gelehrsamkeit unwürdiges Subjekt erwiesen? Es ist bezeichnend für die Lage der westdeutschen Historikerzunft in den 1950er Jahren, dass dieser ‚aristokratische‘ Reflex (Gelehrte als geistiger Adel) gegenüber der Masse nicht etwa nur bei hartgesottene(n) Konservativen zu finden war, sondern auch bei fortschrittlichen Linksliberalen, die im Dritten Reich hatten emigrieren müssen.

Daneben gab es aber auch eine erkonservative Gegen- oder Unterströmung, die aus der „Volksgeschichte“ im Dritten Reich die Idee einer Sozialgeschichte von ‚rechts‘ mitbrachte. Ihr wichtigster Wortführer war Otto Brunner, dessen Konzept einer „alteuropäischen“ Geschichte für die vergleichende Erforschung der vormodernen Epochen in der westdeutschen Geschichtswissenschaft zum wichtigsten Innovationshebel wurde und obendrein die konventionelle Dreiteilung der Geschichte in Antertum, Mittelalter und Neuzeit kräftig durcheinander brachte. Beide Punkte hängen eng miteinander zusammen und sind für unser Thema von besonderer Bedeutung. Daher müssen wir an dieser Stelle ein wenig ausholen.

Wenn wir bisher (mit Blick auf die Schlüsselthemen der nachfolgenden Kapitel) von der *vormodernen* Geschichte gesprochen haben, so waren damit nach heutigem Verständnis stets die Antike, das Mittelalter und die Frühe Neuzeit gemeint. So weit war man aber in den 1950er Jahren noch gar nicht. Vielmehr hielt man nach wie vor an der traditionellen Dreigliederung der Geschichte in Antike, Mittelalter und Neuzeit fest und begann erst allmählich damit, die Frühe Neuzeit (1500-1800) als eigenständige Epoche zu etablieren und von der ‚eigentlichen‘ Neuzeit (ab 1800) abzuheben, weil sonst die Neuzeit im herkömmlichen Sinne (ab 1500) über kurz oder lang einfach *zu* lang geworden wäre (zum älteren Begriff der Neuzeit: Walder 1967). Systematisch betrachtet bedeutete die Ausgliederung der Frühen Neuzeit eine Verschiebung der für die Neuzeit konstitutiven Epochenschwelle, und im nachhinein kann man sagen, dass diese Verschiebung ein mentalitätsgeschichtliches Ergebnis des Zweiten Weltkriegs war. Um es auf eine einfache Faustformel zu bringen: Vor 1945 begann die Neuzeit mit Renaissance, Humanismus und Reformation, nach 1945 mit der Französischen Revolution und der Industriellen Revolution.

Renaissance, Humanismus und Reformation als Beginn der Neuzeit und Wiege des modernen Menschen ist eine Vorstellung aus dem 19. Jahrhundert. So heißt es z.B. in Jacob Burckhardts *Kultur der Renaissance in Italien* (1860), zu Beginn des Abschnitts über die „Entwicklung des Individuums“:

Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins - nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst - wie unter einem gemeinsamen Schleier [...] gewoben aus Glauben, Kindheitsbefangenheit und Wahn [...] [Doch dann] verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine *objektive* Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das *Subjektive*, der Mensch wird geistiges *Individuum* und erkennt sich als solches (Burckhardt 1952: 123).

Die so verstandene Moderne wurde als geistesgeschichtliches Heldenepos erzählt, das in Deutschland meist mit Luther begann. Die welthistorischen Hammerschläge des Thesenanschlags 1517, vor allem aber Luthers Auftritt vor Kaiser Karl V. auf dem Wormser Reichstag 1521 („Hier stehe ich und kann nicht anders...“): das moderne Individuum folgt der hellen Stimme des Gewissens gegen die dunklen Mächte des mittelalterlichen Papsttums. Wissenschaftlich untermauert wurde diese bildungsbürgerliche Rückprojektion durch das individualisierende Fundament des Historismus, mit (was gerne übersehen wird) abenteuerlichen politischen Implikationen. Die geistesgeschichtliche Meistererzählung schloss nämlich nicht allein die großen Persönlichkeiten ein - auch Institutionen galten als Individuen, allen voran der Staat, die vornehmste aller sittlichen Mächte, von den Völkern und ihren Seelen ganz zu schweigen. Aus heutiger Sicht geradezu grotesk erscheint die Selbstverständlichkeit, mit der dann Luther auch als politischer Held der deutschen Nation gefeiert wurde, etwa durch Heinrich von Treitschke in seiner Rede zum Lutherjahr 1883:

Aus den tiefen Augen dieses urwüchsigen deutschen Bauernsohnes blitzte der alte Heldenmut der Germanen, der die Welt nicht flieht, sondern sie zu beherrschen sucht durch die Macht des sittlichen Willens; und weil er herausagte, was im Gemüte seines Volkes schon lebte, [...] konnte der arme Mönch [...] in wenigen Jahren wachsen und wachsen und schließlich der neuen römischen Weltmacht ebenso furchtbar werden wie einst die deutschen Kohortenstürmer dem Reiche der Cäsaren. Ein Menschenalter nach Luther bekannten sich schon fast vier Fünftel unserer Nation zum evangelischen Glauben (zit. nach Müller 1983: 167-168).

Ähnlich äußerte sich Friedrich von Bezold, der nach Ranke bedeutendste Reformationshistoriker des 19. Jahrhunderts, in seiner *Geschichte der deutschen Reformation* von 1890:

Spät, aber überreich hat die Reformation ihrem Vaterland Früchte gebracht. Aus dem deutschen Protestantismus, der die Feuerprobe des 30jährigen Krieges überdauert hat, sind unsere Nation, ihre heutige Kultur und ihr nationaler Staat erwachsen. Ohne Luther hätten wir keinen Kant und Goethe, ohne die protestantische und antikaiserliche Herkunft des preußischen Staates nicht unser Deutsches Reich (zit. nach Schulze 1993: 3-4).

Diese historistische Imagination der Neuzeit als großartiges nationales Heldenepos wurde erst 1945 zerschlagen, dann freilich umso nachhaltiger. Denn nun galt: Die Moderne beginnt mit der Zerschlagung des Ancien Régime und der Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft in der Amerikanischen und Französischen Revolution, auf der Basis von Marktsystem und technisch-industriellem Fortschritt. Dieser fundamentale Umbruch im historischen Bewusstsein über die Neuzeit führte später, in den 1970er und 80er Jahren, innerhalb der westdeutschen Geschichtswissenschaft zu einem Paradigmenwechsel vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft.

Doch wir dürfen hier nicht vorgreifen. Denn Nichts wäre falscher, als die sozialgeschichtliche Erneuerung der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 erst der radikalen Wende zur Historischen Sozialwissenschaft zuschreiben zu wollen. Die erste wichtige Weichenstellung erfolgte nämlich bereits in den 1950er Jahren, durch Otto Brunners Programm einer Sozialgeschichte ‚von rechts‘. Das ungemein innovative Potential seiner Arbeiten steht heute außer Frage. Aber diese Erkenntnis ist erst das Ergebnis eines langwierigen, schwierigen, und äußerst schmerzhaften Lernprozesses der beiden Historikergenerationen nach Brunner. Langwierig und schwierig

war dieser Lernprozess, weil Brunner selbst seinen Ansatz als methodenkritische Erneuerung des Historismus verstand und dieser dann auch von anderen Kollegen lange Zeit als „neo-historistisch“ eingestuft wurde. Schmerzhaft, weil anzuerkennen war, dass dieser Mann ausgerechnet aus politisch verwerflichen Motiven zu historisch ‚richtigen‘ Einsichten und methodisch bahnbrechenden Erkenntnissen gelangt ist (die komplexe Frage nach der fachwissenschaftlich innovativen Rolle der „Volksge-schichte“ insgesamt klammere ich hier aus).

In seinem Buch *Land und Herrschaft* hatte Brunner 1939 die These vertreten, dass es im Mittelalter keinen Staat, sondern nur Formen der Herrschaft gegeben habe. Das Haus sei der Kern aller Herrschaft gewesen und daraus die Grundherrschaft als „Herrschaft über Land und Leute“ erwachsen. Unter den adeligen Trägern dieser Herrschaftsrechte habe es vielerlei Beziehungen gegeben, sowohl der Konkurrenz als auch der Abhängigkeit; mächtigere und weniger mächtige Herren, darunter auch den König. Aber es habe niemand über einen Staat verfügt, weil niemand das Gewaltmonopol besaß, und noch weniger ein geschlossenes Staatsgebiet oder einen einheitlichen Untertanenverband. Staatliches Gewaltmonopol, Staatsgebiet und Staatsvolk seien Kategorien der modernen Staatsrechtslehre, erst aus der Trennung von Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhunderts hervorgegangen und vorher nicht einmal denkbar gewesen.

Es gibt im gesamten 20. Jahrhundert kaum ein Werk, das die deutsche Mediävistik, aber auch die Forschung zur (Frühen) Neuzeit in ähnlicher Weise beeinflusst hat. Brunners Einsicht, dass es eine historische Todsünde ist, unsere modernen Begriffe auf irgendeine Zeit vor 1800 unbesehen zu übertragen, wurde später zum methodischen Credo der deutschen Nachkriegshistorie. Bei Brunner selbst stand hinter dieser Einsicht allerdings ein ‚böses‘ politisches Motiv: seine innere Abwehr gegen die im 19. Jahrhundert einsetzende moderne Entwicklung und die leidenschaftliche Hoffnung auf deren Korrektur durch den Faschismus. Parlamentarismus und allgemeines Wahlrecht, Parteiengzänk und Massenkultur waren ihm zuwider. Die Entzweiung von Staat und Gesellschaft sollte durch Führerstaat und Volksgemeinschaft wieder überwunden werden. Dennoch gilt: Gerade aus dieser Haltung heraus konnte Brunner 1939 die besonderen Züge vormoderner Herrschaftsformen so treffend herausarbeiten.

Nach 1945 jedoch ließ sich diese Haltung kaum noch vertreten. Auf die Enttäuschung folgte die Ernüchterung. Brunner erkannte an, dass das Rad der Geschichte nicht mehr zurück zu drehen und an der modernen Zivilisation nichts mehr zu ändern sei. Um so wichtiger wurde ihm die nachträgliche Verklärung der vormodernen Welt als untergegangene Adelskultur, deren normativer Horizont bis in die Antike zurück reicht. Der begriffliche Schlüssel für dieses Projekt lautete „Alteuropa“. Es wurde später von anderen Historikern aufgegriffen (und sehr viel später auch von den Vertretern desjenigen Lehrgebiets an der FernUniversität, das für diesen Studienbrief verantwortlich zeichnet).

Aufbruch nach Alteuropa

Brunner entwickelte seine Vorstellung von Alteuropa zunächst ‚empirisch‘, in einer liebevollen Monographie über das Leben und Werk eines niederösterreichischen Adligen des 17. Jahrhunderts, die er 1949 unter dem programmatischen Titel *Adeliges Landleben und europäischer Geist* vorlegte. Es handelt sich um eine (wie wir heute sagen würden) exemplarische Fallstudie. Sein Gewährsmann, Wolf Helmhard von Hohberg, hat neben zahlreichen Versepen vor allem eine umfangreiche *Georgica Curiosa oder Adeliges Land- und Feldleben* (1682) hinterlassen – ein Hauptwerk der

sog. Hausväterliteratur, einem vom 16. bis ins 18. Jahrhundert weit verbreiteten Genre, das sich der Aufgabenbeschreibung einer christlichen Haushaltung widmet. Dabei geht es zum einen um (modern gesprochen) Produktion und Konsumtion, zum andern aber auch um (zeitgenössisch gesagt) die Ordnung innerhalb der Familie, d.h. die Beziehungen zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, und vor allem zwischen der Herrschaft und dem Gesinde, und den unterschiedlichen Typen abhängiger Bauern. Brunners explosive Interpretation dieses Werkes ist ein Meisterstück historischer Imagination, das die gewohnten Epochengrenzen sprengt. Ausgehend von Hohbergs topischen Verweisen auf die antiken Klassiker und christlichen Autoritäten band er die *Georgica Curiosa* zunächst an die Tradition der griechischen Ökonomik und der römischen Agrarschriftsteller und deren Rezeption seit dem 12. Jahrhundert zurück, um dann von dort aus ein großartiges Panorama der adeligen Standesethik zu entwerfen, das von Homer und Hesiod bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts reicht.

Kurz nach diesem Buch legte Brunner einen flankierenden Aufsatz nach: „Das ‚ganze Haus‘ und die alteuropäische ‚Ökonomik‘“ (1950), in dem das neue Leitstichwort erstmals näher ausgeführt wurde. Die endgültige Formulierung erfolgte wenig später an strategischer Stelle, in seinem Vortrag „Das Problem einer europäischen Sozialgeschichte“ auf dem Historikertag 1953, und in weiteren Aufsätzen über das europäische Bauerntum, über Stadt und Bürgertum in der europäischen Geschichte, die 1956 in dem Sammelband *Neue Wege der Sozialgeschichte* zusammengefasst wurden (erw. Aufl.: Brunner 1968).

Bezeichnete Alteuropa zunächst vor allem einen geistigen Horizont, so erfuhr das Konzept in diesen späteren Aufsätzen eine sozialgeschichtliche Fundierung. Materielle Grundlage der abendländischen Kultur war für Brunner der mittelalterliche Landesausbau: Flächendeckende Verbreitung der Dreifelderwirtschaft, Konzentration der bäuerlichen Wirtschaft auf den Getreideanbau, parallel dazu Hufenverfassung und Dorfbildung, die rechtliche Ausgestaltung der Beziehungen zwischen Bauern und Grundherren, vor allem im Hinblick auf die faktische Verfügung der Bauern über den Boden und deren erbrechtliche Sicherung. Dazu kam ab dem 12. Jahrhundert die Ausbildung der mittelalterlichen Stadt, die durch einen neuen Kaufmannstyp geprägt war, durch freie Zunfthandwerker, und vor allem durch ihre Verfassung als genossenschaftlicher Schwurverband. Brunner fasste also die alteuropäische Sozialstruktur als mehrschichtig geordnetes Gefüge, als Verschränkung von Adel, Bauerntum und Bürgertum, von Stadt und Land, von Herrschaft und Genossenschaft, und behauptete, dass dieses Gefüge über den gesamten Zeitraum vom 12. bis 18. Jahrhundert im wesentlichen intakt geblieben sei, bis es in der Französischen Revolution mit der Abschaffung des „Feudalsystems“ zertrümmert worden und auf ewig verloren gegangen sei (zu Brunners Modelldenken: Oexle 1984).

Brunner war ein Einzelgänger und Querdenker. Er hat keine Schule begründet, wurde aber wegen seiner stupenden Gelehrsamkeit auch über die Historikerkunft hinaus hoch geschätzt (es spricht Bände, dass in seiner Festschrift kaum Fachkollegen vertreten waren: Alteuropa 1963). Doch er stand mit seinem Konzept nicht allein. Alteuropa lag sozusagen in der Luft. Dietrich Gerhard, der damals noch in den USA lehrte (er wurde später Direktor der Neuzeitlichen Abteilung des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen), schlug 1954 auf der Jahresversammlung der *American Historical Association*, völlig unabhängig von Brunner, eine neue Periodisierung der europäischen Geschichte vor: „Modern Europe“, beginnend mit der Auf-

klärung, der industriellen Revolution und der französischen Revolution, und davor „Old Europe“, vom 11./12. bis zum 18. Jahrhundert. Die Einheit Alteuropas fasste er ähnlich wie Brunner. Im Bereich der Kultur kamen die Universitäten als weiteres Element dazu (als Kaderschmiede für die Juristen), aber die eigentlich tragende Struktur lag auch für Gerhard in der ständischen Gliederung der Gesellschaft (Gerhard 1956; 1962).

Als geistesgeschichtlicher Traditionsstrang, der bis zurück in die Antike reicht, war Alteuropa aber auch in herausragenden Werken anderer Provenienz deutlich greifbar (selbst wenn das Wort als solches dort noch nicht auftauchte), z.B. in Erich Auerbachs *Mimesis* (1946) oder Ernst Robert Curtius' *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948).

Vor allem aber war die Abgrenzung Alteuropas gegen die Moderne virulent. Nicht zufällig datieren aus der Nachkriegszeit die ersten breit angelegten kulturhistorische Versuche, die Industrielle Revolution als welthistorische Wasserscheide zu thematisieren und die industrielle Gesellschaft *positiv* als neue Form der Zivilisation zu werten, als Zeitalter der modernen Technik und des Massenkonsums. Zentral waren hier Hans Freyers *Weltgeschichte Europas* (1948) und Alexander Rüstows *Ortsbestimmung der Gegenwart* (1950/52/57), deren Verfasser aus entgegengesetzten politischen Lagern stammten, aber in ihrer Einschätzung an vielen Punkten konvergiereten, sowie Freyers *Theorie des gegenwärtigen Zeitalters* (1955). Aber auch Karl Jaspers' *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte* (1949), gehört in dieses intellektuelle Feld. Denn dort markiert das ausgehende 18. Jahrhundert den ersten wirklichen Neuanfang der Geschichte seit der geistigen Grundlegung der Menschheit in der Achsenzeit um 800 bis 200 v. Chr., nämlich den Beginn des technischen Zeitalters und damit der tatsächlichen, weil global synchronen Weltgeschichte.

Innerhalb der westdeutschen Geschichtswissenschaft wurde der Begriff Alteuropas dann vor allem von Vertretern der Neueren Geschichte aufgegriffen, am deutlichsten und mit der größten Folgewirkung bereits 1957 durch Werner Conze, der sich damit zugleich Brunners Konzept der Sozialgeschichte zu eigen machte, zur Begründung einer - der Titel seines Aufsatzes war Programm - „Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht“. Bezeichnend ist, dass Conze hier Brunner in einem Atemzug mit Fernand Braudel, dem führenden jüngeren Kopf der Annales-Schule, nannte und damit den entschiedenen Bruch mit dem Historismus begründete, der seiner Meinung nach erforderlich war, wenn man den Erfordernissen einer historischen Darstellung der modernen Gesellschaft gerecht werden wollte.

Eine für unser Thema aufschlussreiche historiographische Pointe liegt darin, dass Conze seine Position zugleich in kritischer Abgrenzung gegen den großen Kulturhistoriker Johan Huizinga entwarf. Dieser hatte 1941 beklagt, dass die Geschichte in den letzten hundert Jahren „formlos“ und „diffus“ geworden sei. Mit dem Übergang zum Massenzeitalter und durch das „Übergewicht wirtschaftlicher Faktoren“ seien die großen heroischen Gestalten verschwunden, in denen sich früher die maßgeblichen historischen Kräfte verdichteten. Deshalb sei die Geschichte nicht länger als persönliches Drama erzählbar und verliere so ihre alte, gleichsam natürliche Darstellungsform (Huizinga 1943). Dem hielt Conze entgegen: Die neue, dem technisch-industriellen Zeitalter angemessene Erforschung der Geschichte basiere auf seriellen Daten; und ihre Darstellungsform folge nicht länger den Regeln der klassischen Rhetorik, sondern den Methoden der modernen Statistik (Conze 1957).

Conze wurde dann zu einem der wichtigsten Wegbereiter der sozialgeschichtlichen Erneuerung der westdeutschen Geschichtswissenschaft – nicht nur durch seine

eigenen Arbeiten, sondern vor allem als aufgeschlossener akademischer Lehrer, der seine Doktoranden und Habilitanden auf Themen wie die Geschichte der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung ansetzte und mit dem 1957 gegründeten Heidelberger „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“ und dessen Schriftenreihe „Industrielle Welt“ ein Forum schuf, in dem die neuen Ergebnisse diskutiert und publiziert werden konnten (1962-2003 über 60 Bände).

Durchbruch zur Historischen Sozialwissenschaft

Brunner (1898-1982) und Conze (1910-1986) gehörten bereits in den 50er Jahren zu den etablierten Mitgliedern der westdeutschen Historikervereinigung, die ihre Ausbildung noch vor 1945 genossen hatten (Brunner hatte allerdings erst ab 1954 einen Lehrstuhl [in Hamburg], nachdem er 1945 wegen seiner ‚braunen‘ Vergangenheit aus dem Hochschuldienst [in Wien] entlassen worden war). Es war jedoch erst – und dies ‚musste‘ wohl auch so sein – die Generation der akademischen Nachkriegskinder, genauer gesagt: der linke Flügel dieser Generation, der radikal mit der Tradition des Historismus und der (damit verbundenen) Konzentration auf die politische Geschichte brach, und zwar so radikal, systematisch und konsequent, dass dadurch die gesamte westdeutsche Geschichtswissenschaft in den Sog eines neuen Ansatzes geriet, den Hans-Ulrich Wehler auf die programmatische Formel brachte: Geschichte als Historische Sozialwissenschaft.

Dieses neue Paradigma betraf zunächst hauptsächlich die Erforschung der deutschen Geschichte seit dem 18. Jahrhundert. Dabei ging es nach wie vor (wie hätte es auch anders sein können?) um die alten leidigen Fragen des „deutschen Sonderwegs“: späte nationale Einigung, Belastungen der politischen Kultur, Aufstieg des Nationalsozialismus, Untergang Weimars, Entfesselung des Zweiten Weltkriegs. Doch die Antworten wurden nicht länger auf der *persönlichen* Ebene des Verhaltens der Verantwortlichen, ihrer Interessen und Motive gesucht (was nicht heißt, dass man dem persönlichen Versagen der Beteiligten keine Bedeutung mehr zugemessen hätte). Man bemühte sich vielmehr, die *strukturellen* Ursachen der Entwicklung zu untersuchen und die Faktoren zu bestimmen, die dafür eine Erklärung versprachen, wie z.B. die starke soziale und politische Stellung ständisch-feudaler Eliten bis ins 20. Jahrhundert, der Überhang autoritärer Strukturen in Armee und Bürokratie (und selbst in der Wirtschaft). Damit verbunden war ein grundlegender Methodenwechsel: nicht Verstehen durch Einfühlung, sondern Erklären auf der Basis systematischer Analysen der sozialökonomischen, politischen und kulturellen Verwerfungen des deutschen Weges in die moderne Gesellschaft. Dies wiederum bedeutete: statt der traditionellen Fixierung im Feld der Geisteswissenschaften (Philosophie, Literaturwissenschaft etc.) orientierten sich die Historiker jetzt an den systematischen Sozialwissenschaften (Soziologie, Politologie, Nationalökonomie etc.).

Die forschungspraktische Umsetzung des Programms der Historischen Sozialwissenschaft war ein gigantisches Unternehmen, denn auch wenn bereits in den 1960er Jahren die ersten Pionierarbeiten in dieser Richtung unternommen worden waren, so wusste man doch über die grundlegenden sozialökonomischen Strukturen und Prozesse (Konjunkturentwicklung, Unternehmensverwaltung, Sozialstruktur etc.) kaum Bescheid und musste daher für viele Fragen empirisch praktisch bei Null anfangen. Da war zermürbende Kärnerarbeit zu leisten. Dass sie trotzdem zügig voran ging, bis heute weitergeht und ungemein ertragreich wurde, ist vor allem das Verdienst von Hans-Ulrich Wehler (geb. 1931) und Jürgen Kocka (geb. 1941). Sie machten Bielefeld (wo beide ab 1971 bzw. 1973 lehrten) zur institutionellen Keimzelle der Historischen Sozialwissenschaft und schufen (tatkräftig unterstützt durch Mitstreiter

an anderen Universitäten, wie Wolfgang und Hans Mommsen, Reinhard Rürup, Wolfgang Schieder u.a.) zwei Publikationsorgane, die schnell zu herausragenden Posten im fachhistorischen Schrifttum wurden und es bis heute geblieben sind: die „Kritischen Studien zur Geschichtswissenschaft“ (seit 1972; bis 2005 stattliche 169 Bände) und „Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ (seit 1975). Wehler selbst hat mit seiner *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* (bisher: 4 Bände, 1987-2003) der Historischen Sozialwissenschaft ein historiographisches Denkmal gesetzt, um das uns Kollegen aus dem Ausland beneiden.

Auch wenn die neuere deutsche Geschichte bis heute das bevorzugte Arbeitsfeld der Historischen Sozialwissenschaft geblieben ist, ging deren Ausstrahlung doch weit über diesen Rahmen hinaus. Dafür gibt es zwei Gründe, die eng miteinander verknüpft sind (im Grunde sind es zwei Seiten ein und derselben Medaille). Die Konzentration auf die moderne deutsche Geschichte erfolgte nämlich von Anfang an (1) aus einer *international* vergleichenden Perspektive, die wiederum (2) mit einem idealtypischen Modell des ‚Normalverlaufs‘ der Modernisierung verknüpft war, das die entscheidenden Strukturelemente der modernen Gesellschaft aus dem *systematischen* Vergleich mit (im Prinzip: allen) traditionellen Gesellschaften entwickelte (Wehler 1975). Zwar hat man im Hinblick auf die vormodernen Epochen die krude Dichotomie von traditionaler und moderner Gesellschaft zuweilen als ‚unhistorisch‘ bemängelt und sich daran gestoßen, dass dadurch Antike, Mittelalter und Frühe Neuzeit in einen Topf geworfen wurden (und dabei gerne übersehen, dass dies bei Bruners „Alteuropa“ nicht anders war). Doch aufs Ganze gesehen hat die Historische Sozialwissenschaft gerade durch ihre modernisierungstheoretische Orientierung auch die Forschung zur antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte unheimlich beflügelt, weil damit ein systematisches Raster neuer Fragen aufgeworfen wurde.

Zur Veranschaulichung ein einfaches Beispiel. Wie erklärt sich die starke Stellung des Adels im Deutschen Kaiserreich: die politischen und militärischen Schlüsselstellungen alle in fester Hand des Hochadels, dazu die Ausstrahlung aristokratischer Verhaltensnormen in bürgerliche Schichten (*jeder* ordentliche Bürger war Reserveoffizier), und dies alles, obwohl doch das 19. Jahrhundert als „bürgerliches Zeitalter“ schlechthin gilt? - Eine typische modernisierungstheoretische Ausgangsfrage der Historischen Sozialwissenschaft, die im ersten Schritt die empirische Klärung des Sachverhaltes als solchen erfordert: Waren z.B. in der Generalität oder im diplomatischen Corps wirklich ausschließlich Adelige? Keine bürgerlichen Aufsteiger? - Im zweiten Schritt folgt der internationale Vergleich: Wirklich nur typisch für Deutschland? Wie sah die Sache zur selben Zeit z.B. in England aus? - Daraus ergeben sich im dritten Schritt systematische Anschlussfragen, die tief (wenn man will: beliebig tief) in die Geschichte der vormodernen Gesellschaften zurück führen: Welche Rolle spielt der Adel überhaupt im Modernisierungsprozess? War er immer bloß ein reaktionärer Hemmschuh? War er nicht gerade in Deutschland zum Beginn des 19. Jahrhunderts (preußische Reformen) ausgesprochen fortschrittlich? Wie sieht es im 18. Jahrhundert aus? Was ist mit dem niederen Adel (*gentry*) in England, der sich bereits im 17. Jahrhundert in Handels-, Bank- und Finanzgeschäften tummelte? Was ist mit dem französischen Amtsadel, dessen Spitze im 16. Jahrhundert den Grundstein einer modernen zentralstaatlichen Bürokratie bildete? Wie das nun wieder? Das Amt als Signum des Adels? Wo bleibt der Grundbesitz als materielle Basis der adeligen Stellung? Wo sind die zinspflichtigen Bauern, denen der Adel seine Einkünfte verdankt? Schon sind wir im Mittelalter...

Eine modernisierungstheoretische Endlosschleife, die uns zeigt, worin der *heuristische* Wert dichotomischer Modelle liegt. Sie polarisieren, d.h. sie ordnen die empirischen Erscheinungen (genauer gesagt: unser Wissen darüber) in einem gedanklichen Feld, das zunächst nur zwei Pole kennt: plus und minus, rechts und links, in unserem Falle: traditionale und moderne Gesellschaft. In diesem Feld lassen sich dann einzelne Parameter wie soziale Schichtung, soziale Mobilität etc. entsprechend verbuchen, woraus sich eine Tabelle ergibt. Etwa so:

	Traditionale Gesellschaft	Moderne Gesellschaft
soziale Schichtung	Stände	Klassen
soziale Mobilität	gering	hoch
Alphabetisierung	partiell	universell
maßgebliche Führungsschicht	Adel	Bürgertum
deren Qualifikation	Ansehen	Leistung
deren ökonomische Basis	Grundbesitz	Kapital, Wissen
deren Wohnsitz	Land	Stadt
ACHTUNG: andere Ebene	<i>alternative Modelle/Bezeichnungen, die aufs Gleiche hinauslaufen</i>	
	Alteuropa	moderne Welt
	Abendland	Neue Welt/Amerika

Eine solche Ordnung des Wissens ist jedoch immer nur vorläufig. Sie ist stark vereinfachend, bewusst grobschlächtig. Aber sie beginnt zu ‚tanzen‘ und unsere historische Neugier zu beflügeln, sobald wir die Pole nicht als fest verankerte Betonpfeiler ansehen, sondern als äußere Ränder eines breiten Spektrums und uns fragen, was es innerhalb dieses Spektrums noch alles zu entdecken gibt. Dies genauer zu beschreiben, und dabei das Spektrum auch zeitlich zu untergliedern, ist dann die eigentliche historische Aufgabe.

So viel zur modelltheoretischen Systematik der Historischen Sozialwissenschaft. Wichtig dabei ist, dass die *systematische* Bündelung des Materials der *historischen* Vielfalt der Erscheinungen keine Gewalt antut, sondern zwischen beiden stets eine produktive Spannung bestehen bleibt. Diese ‚lebendige‘ Vermittlung von Theorie und Empirie hängt auch damit zusammen, dass die Historische Sozialwissenschaft die Vorgaben der Modernisierungstheorie nicht einfach ‚blind‘ als starres Regelwerk übernahm, sondern diese als offenes Raster verstand, als *idealtypische* Konstruktionen im Sinne Max Webers (von dem der Begriff stammt), d.h. als rein gedankliche Modelle, die kein Abbild der historischen Wirklichkeit darstellen, sondern durch zugespitzte Abstraktion den Wust der historischen Erscheinungen sinnvoll bündeln (und für die Wissenschaft immer nur so lange taugen mögen, bis sie durch bessere Modelle ersetzt werden).

Die starke theoretische Orientierung der Historischen Sozialwissenschaft an Max Weber (neben Karl Marx) erwies sich überhaupt als segensreich. Methodisch erleichterte das den endgültigen Bruch mit der traditionellen Vorstellung des historischen Verstehens. Vor allem aber eröffnete Webers scharfe Begriffsbildung, die im Wesentlichen das Ergebnis seiner atemberaubenden universalgeschichtlich vergleichenden Analysen war, der Forschung völlig neue Perspektiven, und dies nicht etwa nur auf dem Gebiet der neueren Geschichte. So erwiesen sich z.B. seine Unterscheidung von Macht und Herrschaft, seine Typologie der Herrschaftsformen oder sein idealtypisches Modell der okzidentalen Stadt auch für die Analyse antiker oder mittelalterlicher Verhältnisse als ungemein hilfreich und anregend. Moderne Arbeiten wie z.B. die Analysen politischer Kämpfe in der römischen Republik von Winfried Nippel

und Egon Flaig, die Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Grundherrschaft von Ludolf Kuchenbuch oder die Überlegungen zur mittelalterlichen Stadt und zum Bürgertum von Otto Gerhard Oexle und Klaus Schreiner (und diese wenigen Beispiele stehen für viele andere) wären ohne die kritische Auseinandersetzung mit Max Weber gar nicht denkbar.

Das gilt, um dies noch schnell nachzutragen, übrigens auch schon für Brunner, der in seinen Arbeiten stets von Weber gezehrt hat (er war unter den älteren Historikern einer der ersten, der Weber wirklich zur Kenntnis genommen - und ziemlich gut verstanden - hat). Aber Brunner blieb auch darin lange Zeit ein Einzelgänger, durch dessen Arbeiten die Mediävisten und Frühneuzeitler dann zwar später zu einer vertieften Auseinandersetzung mit Weber gefunden haben, aber eben erst, *nachdem* die neuzeitlichen Vorreiter der Historischen Sozialwissenschaft dafür in der westdeutschen Historikerzunft das nötige geistige Klima geschaffen hatten.

Damit schließt sich fürs erste der Kreis unserer Darstellung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945. Wie sich der geschilderte Wechsel der historischen Paradigmen – vom Historismus nach Alteuropa und von dort zur Historischen Sozialwissenschaft – auf die Auseinandersetzungen der westdeutschen Historiker mit ihren ostdeutschen Kollegen ausgewirkt hat, werden wir später sehen. Zuvor jedoch gilt es, auch die Rahmenbedingungen für die Entwicklung der ostdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 zu skizzieren.

SBZ/DDR: Marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft

Im krassen Gegensatz zur westdeutschen Entwicklung war für die Geschichtswissenschaft in der DDR von vorneherein nur ein einziges Paradigma verbindlich: die marxistisch-leninistische Geschichtsauffassung (synonym: der historische Materialismus) als historischer Teil der wissenschaftlichen Weltanschauung des Proletariats, wonach die Geschichte sich als gesetzmäßiger Prozess darstellt und dem Historiker die Aufgabe zukommt, diesen Prozess auf der Basis empirischer Forschung in seiner Gesetzmäßigkeit darzustellen. Dieses Paradigma war dogmatisch festgeschrieben, formal klar und in sich geschlossen. Abweichungen gab es kaum, da die SED als staatstragende Partei der Arbeiterklasse die Reinheit der Lehre sicherstellte, indem sie durch politische Leitlinien der wissenschaftlichen Arbeit die Richtung vorgab und sie zugleich auf allen Ebenen einer rigiden Kontrolle unterwarf. Die Partei legte fest, wer überhaupt Geschichte studieren durfte und welche Lehrinhalte und Methoden im Studium vermittelt wurden. Jede historische Veröffentlichung, vom gewichtigen Handbuch über das populäre Lehrbuch bis zum Aufsatz in einer entlegenen Fachzeitschrift, unterlag der Zensur durch fachlich und politisch linientreue Kader.

Aus erinnerungskultureller und gedächtnistheoretischer Perspektive besticht die *kanonische* Struktur des Paradigmas: die Schriften von Marx und Engels bildeten den Kern einer Offenbarung, die als geschlossener Textbestand überzeitliche Gültigkeit besaß und zugleich durch *dogmatische* Auslegung und Unterweisung, beginnend mit den ‚katechetischen‘ Handreichungen durch Lenin und Stalin, lebendig gehalten wurde.

In der geschichtswissenschaftlichen Praxis freilich erwachsen aus der „Anwendung“ der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung auf den historischen Stoff und der „schöpferischen Weiterentwicklung“ des Erbes der Klassiker beträchtliche Probleme. Zum einen waren die empirischen Befunde und Ergebnisse der Forschung

oft schwer vereinbar mit den dogmatisch festgeschriebenen Deutungen. Zum andern zeigte sich, dass die dogmatischen Vorannahmen selbst auf einer höchst brüchigen Basis formuliert waren, da das Werk der Klassiker gar nicht so geschlossen war, wie es zunächst den Anschein hatte, sondern sich an vielen Stellen als dunkel, mehrdeutig oder sogar widersprüchlich erwies. Wie man diesen Schwierigkeiten begegnete, werden wir vor allem in den Kapiteln zur Sklaverei und zur Frühbürgerlichen Revolution noch genauer sehen. Vorweg daher nur einige grundsätzliche Erläuterungen zum Erbe der Klassiker. Dabei empfiehlt es sich, zunächst dessen dogmatische Zurechtweisung zu skizzieren und erst im zweiten Schritt auf die Klassiker selbst zu sprechen zu kommen.

Dogmatische Festschreibung eines offenen Kanons

Grundlage des „historischen Materialismus“ bildeten die Schriften von Marx und Engels. Bei Marx selbst taucht der Begriff allerdings nirgends auf. Erst Engels hat ihn gegen Ende seines Lebens gelegentlich benutzt, bezeichnenderweise im Zusammenhang der durch die breite Popularisierung der Marxschen Lehre innerhalb der deutschen Sozialdemokratie angestoßenen Diskussionen (Marx' eigene Schriften galten als viel zu schwer), wobei er ausdrücklich vor einem schematischen Verständnis warnte. Genau dieses schematische Verständnis wurde jedoch unter der theoretischen Führung der Partei durch die marxistische Orthodoxie vorherrschend (Kautsky). „Historischer Materialismus“ und „materialistische Geschichtsauffassung“ wurden zu (synonymen) weltanschaulichen Schlüsselbegriffen der internationalen Arbeiterbewegung, so auch (seit Plechanow) in der russischen Sozialdemokratie. Für Lenin und Trotzki gehörten sie um 1900 bereits zum selbstverständlichen ideologischen Rüstzeug.

Die endgültige dogmatische Formulierung erfolgte jedoch erst 1938 durch Stalin, in dessen Leitfaden *Über Dialektischen und Historischen Materialismus*, dem theoretischen Herzstück der parteioffiziellen *Geschichte der KPdSU*. Stalin griff darin auf einzelne Versatzstücke aus den Schriften von Marx und Engels zurück, die er durch entsprechende Stellen aus Lenins Schriften ergänzte, stark vereinfachte und (didaktisch überaus geschickt) in eine geschlossene Form ‚ausschrieb‘. Stalins Leitfaden wurde zur Pflichtlektüre für Millionen von Parteimitgliedern, zunächst in der Sowjetunion, nach 1945 im gesamten Ostblock. In der Aufbauphase der SBZ/DDR-Geschichtswissenschaft zählte er zu den kanonischen Texten.

Allerdings wurde er schon bald wieder aus dem Kanon gestrichen. Nachdem Chruschtschow in seiner Geheimrede auf dem 20. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 den Personenkult und die Säuberungen unter Stalin verurteilt hatte, ließ Ulbricht (der auf dem Parteitag anwesend gewesen war) bereits im März 1956 verkünden, dass Stalin nicht mehr zu den Klassikern des Marxismus-Leninismus zu zählen sei (Staritz 1996:145-147). Daraufhin verschwand sein Name aus sämtlichen Lehrbüchern – während sein Geist lebendig blieb, denn an der von ihm autorisierten Version des historischen Materialismus änderte sich gar nichts. Auch die „marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft“ späterer Lehrbücher war ein stalinistisches Programm, das als streng dogmatischer Bezugsrahmen (im Grunde bis 1989) unverändert blieb, auch wenn es in seiner Ausformulierung stärker systematisiert und vor allem umfassender begründet wurde, indem als „Quellen“ nach und nach auch Texte von Marx und Engels hinzu kamen, die zu Stalins Zeiten noch nicht bekannt gewesen waren (das klassische Lehrbuch in der DDR war seit 1966 Eckermann/Mohr [1979]). Seine wesentlichen Bestimmungen lassen sich in wenigen Sätzen zusammenfassen.

(1) Objektive Triebkraft der Geschichte sind nicht politische oder ideelle Kräfte (*Überbau*), sondern materielle Kräfte (ökonomische *Basis* der Gesellschaft).

(2) Die Geschichte ist ein gesetzmäßiger Prozess, der einer Stufenfolge unterschiedlicher *Produktionsweisen* folgt: Urgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus/Kommunismus.

(3) Jede Produktionsweise (synonym: ökonomische Gesellschaftsformation) zeichnet sich durch eine spezifische Kombination von *Produktivkräften* (Produktionsmittel, Arbeitskräfte) und *Produktionsverhältnissen* (soziale Bedingungen der Produktion, Klassenstruktur, Eigentumsverhältnisse) aus.

(4) Sozialer Motor der gesellschaftlichen Entwicklung ist die Geschichte der *Klassenkämpfe*, die mit der Abfolge der Produktionsweisen einhergeht. Klassen sind innerhalb einer Produktionsweise durch ihre Stellung zu den Produktionsmitteln definiert.

(5) Der unterschiedliche Entwicklungsrhythmus von Produktivkräften (grundsätzlich voranschreitend) und Produktionsverhältnissen (tendenziell retardierend) führt zu strukturellen Ungleichgewichten und Krisen, die in soziale *Revolutionen* münden. In der Revolution wird die alte Gesellschaft gewaltsam umgestürzt, indem die bisher unterdrückte Klasse die politischen Macht ergreift.

(6) Namentlich in der letzten dieser Revolutionen, beim Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus (und später von dort aus zur klassenlosen Gesellschaft des Kommunismus), ist die revolutionäre Klasse auf die strenge Führung durch eine disziplinierte *Partei* angewiesen. Mit dieser Revolution erfüllt das Proletariat seine welthistorische Mission und schließt die Geschichte der Klassengesellschaften ab.

Der offene Kanon: das Werk von Marx und Engels

Im Vergleich zu dem, was schließlich in den DDR-Lehrbüchern stand, war das Geschichtsbild von Marx (1818-1883) und Engels (1820-1895) durchweg undogmatisch und erstaunlich ‚offen‘. Für beide war die Geschichte zuallererst ein gleichsam natürliches Reservoir, aus dem sie geistige Orientierung und intellektuelle Bildung schöpften, ein schier endloses Terrain der unablässigen Neugierde, auf dem es stets Neues zu entdecken galt (ihre historischen Kenntnisse beruhten auf umfangreicher und lebenslanger Lektüre in fast allen europäischen Sprachen). Zugleich erlebten sie die Geschichte ebenso selbstverständlich als lebendigen Schauplatz politischer Auseinandersetzungen, an denen sie nicht nur selbst aktiv teilnahmen, sondern die ihnen dazu dienten, den eigenen historischen Standort zu bestimmen. Marx und Engels begriffen ihre eigene Zeit als eine Epoche des welthistorischen Umbruchs, in der, angestoßen durch die Französische Revolution, die endgültige Emanzipation des Menschen von *allen* Formen der Unterdrückung und Unmündigkeit auf der politischen Tagesordnung stünde. Dazu kam, besonders ausgeprägt in den frühen Schriften, das schmerzhafteste Gefühl der deutschen Rückständigkeit: Deutschland habe alle großen revolutionären Erschütterungen der bisherigen Geschichte verpasst (und allenfalls in der Theorie mitgemacht).

Aus diesen beiden Motiven erwuchs bereits in den frühesten Schriften ein pathetischer Revolutionsbegriff, der weniger empirisch begründet als geschichtsphilosophisch motiviert war. In seinem leidenschaftlichen Essay *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* (1844) leitete Marx aus dem „*kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist*“, die Bestimmung des modernen Proletariats als einer „Klasse mit *radikalen Ketten*“ ab, die durch ihre „universellen Leiden“ (inmitten des größten Reichtums) gleichsam *alles* Elend der bisherigen Geschichte in

sich verkörpern und der daher die historische Mission zukomme, Träger der allgemeinen Emanzipation zu sein (MEW 1, 385, 390). Unabhängig davon unternahm Engels zur gleichen Zeit in seinen *Umrissen zu einer Kritik der Nationalökonomie* (1844) die erste empirisch orientierte Kritik der bürgerlichen Gesellschaft, indem er dem Marktoptimismus der liberalen Wirtschaftslehre (Smith, Ricardo) den Spiegel der tatsächlichen sozialen und ökonomischen Zustände im damaligen England vorhielt: die „tiefste Erniedrigung der Menschheit“ im modernen Fabrikssystem, die „den Menschen zu einer Ware gemacht hat“ (MEW 1, 520). Wenig später, in seiner großartigen Pionierarbeit *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* (1845), baute Engels diese Kritik weiter aus. Die „industrielle Revolution“, die „zugleich die ganze bürgerliche Gesellschaft umwandelte“, böte die materielle Basis für die proletarische Revolution, und diese wiederum den „Hebel“ für die endgültige und allgemeine Befreiung des Menschen, denn der Kommunismus sei „eine Sache der Menschheit, nicht bloß der Arbeiter“ (MEW 2, 237, 505). Die hier angedeuteten Motive blieben für das gesamte Werk von Marx und Engels bestimmend: Kritik der bürgerlichen Gesellschaft zur Begründung der historischen Notwendigkeit einer proletarischen Revolution.

Zu diesem Zweck verschrieb sich Marx' der ökonomischen Analyse des kapitalistischen Systems, die er über Jahrzehnte hinweg in empirischer Kleinarbeit vorantrieb und deren wichtigste Ergebnisse er schließlich im *Kapital*, seinem wissenschaftlichen Hauptwerk, zusammenfasste (3 Bände: 1867, 1885, 1894). Sein Ziel war, „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen“ (*Kapital*, Bd. 1, Vorwort; MEW 23, 15-16). Dementsprechend war die Analyse auf die Gegenwart bezogen, streng systematisch und nicht historisch ausgerichtet. So erklärt sich auch, dass im *Kapital* kaum historische Erörterungen zu finden sind. Zwar wird hin und wieder historisches Material eingestreut, wie z.B. in den Schilderungen zur Entwicklung der Arbeitszeit oder zum Ursprung der Manufaktur und der Fabrik. Doch diese Passagen sind rein illustrative Exkurse, die ‚quer‘ zum streng systematischen Duktus der Darstellung liegen. Allein die Kapitel zur „ursprünglichen Akkumulation“ (im 1. Band) und zur Entwicklung des „Kaufmannskapitals“ (im 3. Band) bieten Ansätze einer historischen Rekonstruktion, die auch analytisch verankert ist. In beiden Fällen geht es um die „Vorgeschichte des Kapitals“, nämlich um die Frage, wie die beiden für den ‚Selbstlauf‘ des kapitalistischen Systems entscheidenden Faktoren überhaupt entstanden sind: freie Lohnarbeit und frei bewegliches Kapital (MEW 23, 790).

Systematische historische Reflexionen gibt es in den ökonomischen Arbeiten von Marx zwar auch. Doch die liegen auf einer ganz anderen Ebene. Sie sichern den methodischen Anspruch, die hinter den sichtbaren Erscheinungen und dem Wirrwarr der Wechselfälle des Lebens verborgenen Gesetzmäßigkeiten zu entschlüsseln, also das, was für Marx (ganz im Sinne seiner Zeit) die eigentliche Wissenschaft ausmacht. Solche Gesetzmäßigkeiten besitzen für Marx, auch wenn sie ein Ergebnis der Gegenwartsanalyse darstellen, dennoch historische Relevanz. Sie liefern nämlich *diagnostische* Erkenntnisse, die einerseits Aussagen über den weiteren Gang der Geschichte ermöglichen. In diesem Sinne spricht er davon, dass der Kapitalismus „mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses“ seinem Untergang zusteure (MEW 23, 791). Andererseits lassen sie sich auch zeitlich umkehren und auf den bisherigen Gang der Geschichte beziehen, um die Ursachen der aktuellen gesellschaftlichen Leiden aufzuzeigen. Sie dienen dann als analytischer Schlüssel für die Untersuchung historischer Prozesse, bleiben aber stets auf die Gegenwart ausgerichtet. In diesem Sinne sind die systematischen Aussagen zum Geschichtsverlauf zu verstehen, die

Marx in den Vorarbeiten zum *Kapital* gemacht hat. Drei Passagen sind hier von besonderem Interesse: (a) das Vorwort der Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (1859); (b) die Einleitung zu den *Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie* (1857/58), dem sog. „Rohentwurf“ des *Kapitals*; (c) der Essay über „Formen, die der kapitalistischen Produktion vorhergehen“, ebenfalls in den *Grundrissen*.

(a) Beginnen wir mit dem Vorwort von 1859. Dort heißt es:

In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um [...] Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses [...], aber die im Schoß der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab (MEW 13, 8-9).

Dies ist die klassische Formulierung der Marxschen Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung, die den historischen Prozess als Resultat großer Umbrüche („Epochen sozialer Revolution“) darstellt und sich dabei eines relativ einfachen Verlaufsmodells bedient, das auf wenigen komplexen Strukturbegriffen aufgebaut ist („Produktionsverhältnisse“, „Produktivkräfte“, „Produktionsweise“, „Gesellschaftsformation“, „Basis“ und „Überbau“). Auf den ersten Blick sieht es so aus, als werde hier tatsächlich die gesamte Geschichte über den Leisten einer Handvoll abstrakter Kategorien geschlagen. Das ist aber *nicht* der Fall, oder allenfalls in einem klar eingeschränkten Sinne, der sich aus dem methodologischen Status dieses theoretischen Rasters ergibt. Marx formuliert hier ein allgemeines Modell, das aber aus einem spezifischen Kon-

text stammt: der Analyse der kapitalistischen Produktionsweise. Er bezeichnet es ausdrücklich als „Leitfaden“, der ihm dazu gedient habe, die „Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft“ zu erforschen (MEW 13, 8). Daher entspricht auch der typische Verlauf einer sozialen Revolution, das analytische Herzstück des Modells, genau dem Bild der bürgerlichen Revolution, wie es von Marx zuvor stets beschrieben wurde, beispielsweise (gemeinsam mit Engels) im ersten Teil des *Kommunistischen Manifests* (1848): die Bourgeoisie, in der feudalen Gesellschaft des Mittelalters entstanden (Handwerker, Kaufleute), entwickelt sich „im Schoß“ dieser Gesellschaft weiter, schafft immer neue Produktivkräfte (Manufakturen, erste Fabriken), für deren weitere Entfaltung sich die feudalen Produktionsverhältnisse (Grundeigentum, politische Vorherrschaft des Adels) schließlich als zu eng erweisen, so dass sie gesprengt werden (Industrielle/Französische Revolution).

Wie aber verhält es sich mit der Übertragung dieses Modells auf frühere Zeiten? Was hat es zu bedeuten, wenn Marx gegen Ende des oben zitierten Textes neben der bürgerlichen auch die asiatische, antike und feudale Produktionsweise als „progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation“ bezeichnet? Die Antwort darauf findet sich in den *Grundrissen*, und zwar gleich in zweifacher Form: methodisch und der Sache nach.

(b) Im Einleitungskapitel der *Grundrisse* gibt es einen längeren Abschnitt unter der Überschrift „Die Methode der politischen Ökonomie“. Dort heißt es:

Die bürgerliche Gesellschaft ist die entwickeltste und mannigfaltigste historische Organisation der Produktion. Die Kategorien, die ihre Verhältnisse ausdrücken, das Verständnis ihrer Gliederung, gewähren daher zugleich Einsicht in die Gliederung und die Produktionsverhältnisse aller der untergegangenen Gesellschaftsformen, mit deren Trümmern und Elementen sie sich aufgebaut, von denen teils noch unüberwundene Reste sich in ihr fortschleppen, bloße Andeutungen sich zu ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben etc. In der Anatomie des Menschen ist ein Schlüssel zur Anatomie des Affen. Die Andeutungen auf Höheres in den untergeordneten Tierarten können dagegen nur verstanden werden, wenn das Höhere selbst schon bekannt ist. Die bürgerliche Ökonomie liefert so den Schlüssel zur antiken etc. (*Grundrisse*, 25-26; MEW 13, 636).

Methodisch läuft für Marx die Beschäftigung mit vorkapitalistischen Gesellschaften also über die Rückprojektion eines Modells, das aus der Diagnose der bürgerlichen Gesellschaft stammt und zusätzlich auch frühere Zustände ‚aufschließen‘ soll. Die weltgeschichtliche Stufenfolge von asiatischer, antiker und feudaler Produktionsweise, die im Vorwort von 1859 (eher beiläufig und sachlich völlig unvermittelt) genannt wird, ist daher als selektive Arbeitshypothese zu verstehen. Sie ist selektiv, weil Marx im Rahmen seiner ökonomischen Studien gar kein Interesse an einer genuin historischen Untersuchung früherer Gesellschaften hat, sondern es ihm nur um die retrospektive Vergegenwärtigung der Elemente geht, die für die weitere Entwicklung (als Keime der „höheren“ Formen) entscheidend sind („progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation“ meint genau dies, und *nicht* etwa die gesamte Geschichte bis zum Kapitalismus). Es ist eine Arbeitshypothese, weil es sich um eine vorläufige Formulierung handelt, deren empirische Tragfähigkeit sich in der Forschung erst noch erweisen muss.

(c) Dementsprechend ist Marx der *Sache* nach hier ziemlich offen. Im Hauptteil der *Grundrisse*, in dem bereits genannten Abschnitt über „Formen, die der kapitalistischen Produktion vorhergehen“, geht er nämlich gar nicht von einer einfachen Stu-

fenfolge vorkapitalistischer Produktionsweisen aus, sondern von einem komplexen Modell, das einerseits zwei Wege der Auflösung des ursprünglichen „Gemeinwezens“ unterscheidet (einen asiatischen und einen europäischen) und andererseits verschiedene Typen der Klassengesellschaft, die nach Eigentumsverfassung und Rolle des Staates differenziert werden. Dabei ist aber im Einzelnen vieles unklar. So nennt Marx z.B. neben dem asiatischen und dem antiken auch ein germanisches Grundeigentum, dessen historische Bedeutung ebenso offen bleibt wie die zeitliche und räumliche Ausdehnung der asiatischen Produktionsweise (*Grundrisse*, 375-413; MEW 42, 383-421).

Marx und Engels haben die Frage nach der Auflösung der „Urgemeinschaft“ später weiter verfolgt - Marx vor allem im Zusammenhang seiner Studien zur russischen Dorfgemeinde, Engels in seinen Arbeiten zur germanischen Frühgeschichte und vor allem im Anschluss an die Forschungen Lewis Morgans zur vergleichenden Ethnologie. Auch wenn sie dadurch dann manches klarer gesehen haben, sind sie doch niemals zu einer endgültigen und eindeutigen Lösung gekommen. Das ist aber genau der Punkt, auf den es hier ankommt. Er zeigt erneut, was wir bereits oben gesehen haben, nämlich dass Marx und Engels sich in ihren historischen Erörterungen zwar ausdrücklich von allgemeinen Begriffen, systematischen Modellen und theoretischen Überlegungen haben leiten lassen – historisches Interesse ohne systematisch-theoretische Ausrichtung galt ihnen als blasser Antiquarianismus. Dabei haben sie aber stets daran festgehalten, dass solche Begriffe, Modelle und Theorien ausschließlich *heuristisch* zu verstehen sind: als gedankliche Konstruktionen, die das historische Material erschließen sollen, als Raster, das dazu dient, die richtigen Fragen zu stellen, und *nicht* dazu da ist, fertige Antworten zu liefern.

Ganz in diesem Sinne hat Engels in späteren Jahren, als sich die deutsche Sozialdemokratie zu einer dezidiert marxistisch orientierten Partei entwickelte und, nicht zuletzt vermittelt durch Engels' eigene Arbeiten (vor allem: *Anti-Dühring* [1878], *Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft* [1880] und *Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* [1884]), eine breite Rezeption der beiden ‚Klassiker‘ innerhalb der Arbeiterbewegung begann, wiederholt vor einer schematischen Anwendung der Marxschen Theorie gewarnt. So heißt es 1890 in einem Brief an P. Ernst, „daß die materialistische Methode in ihr Gegenteil umschlägt, wenn sie nicht als Leitfaden beim historischen Studium behandelt wird, sondern als fertige Schablone, wonach man sich die historischen Tatsachen zurechtschneidet“ (MEW 37, 411; ähnlich im Brief an J. Bloch, MEW 37, 464).

Was folgt daraus für unsere Ausgangsfrage nach der kanonischen Struktur des historischen Materialismus? Wir können jetzt sagen, dass die Kanonisierung des Werkes von Marx und Engels, die in der SPD im Kaiserreich begann und später im Marxismus-Leninismus sowjetischer Prägung ihren Höhepunkt erreichte, stets ein äußerst zwielichtiges Unternehmen war. Der feste Kanon (das Wort heißt: „Richtschnur“) bot vordergründige Sicherheit: die kanonischen Schriften (und keine anderen) waren verbindlich. Doch bei näherem Hinsehen konnte jeder aufmerksame Leser feststellen, dass es sich um einen ‚offenen‘ Kanon handelte, da die Schriften selbst ein offenes Programm der wissenschaftlichen Orientierung boten.

Die Offenheit des Kanons betrifft aber auch die *Überlieferung* der kanonischen Schriften selbst, was die ganze Sache aus einer erinnerungskulturellen Perspektive zusätzlich spannend macht. Das Werk von Marx und Engels war nämlich lange Zeit überhaupt nicht vollständig erschlossen und wurde im Ganzen erst nach und nach

zugänglich (im Grunde liegt es bis heute noch nicht vollständig vor, da die historisch kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe, die sog. MEGA², immer noch nicht abgeschlossen ist).

Nehmen wir als Beispiel nur einige der Schriften, die wir bereits kennen gelernt haben. Marx selbst hat vom *Kapital* nur den ersten Band veröffentlicht. Die beiden anderen Bände wurden nach seinem Tod von Engels herausgegeben (1885 und 1894). Karl Kautsky, der Chefideologe der SPD vor 1914, entdeckte 1902 im handschriftlichen Nachlass der beiden (in den ihn Engels eingewiesen hatte) die Einleitung der *Grundrisse*, die er 1903 in der *Neuen Zeit* (dem theoretischen Organ der Partei) publizierte. Der gesamte Text der *Grundrisse* erschien aber erst 1939 und 1941 in Moskau, in einer mustergültigen historisch-kritischen Textausgabe von David Rjazanov, dem Herausgeber der ersten MEGA, der kurze Zeit später den Stalinischen Säuberungen zum Opfer fiel (die MEGA¹ blieb unvollständig). Trotzdem blieben die *Grundrisse* weiterhin so gut wie unbekannt, denn auch die DDR-Ausgabe von 1953 (ein photomechanischer Nachdruck der Moskauer Ausgabe von 1939/41) erschien nur in kleiner Auflage. Erst in der westdeutschen Studentenbewegung wurden sie wirklich entdeckt – und breit rezipiert, nachdem die (DGB-eigene) Europäische Verlagsanstalt in Frankfurt am Main 1967 und 1970 zwei preiswerte Paperback-Ausgaben in rotem Umschlag (wiederum Nachdruck der Moskauer Ausgabe von 1939/41) herausbrachte. Die DDR zog 1974 mit einem erneuten Nachdruck nach, der nun auch in hoher Auflage gedruckt wurde (und sich als Exportschlager erwies). Aber erst 1983 wurden die *Grundrisse* endgültig kanonisiert und der parteioffiziellen Ausgabe der Marx-Engels-Werke (MEW) als 42. Band angehängt (die MEW umfasste ursprünglich nur 39 Bände).

Ein anderes Beispiel ist die *Deutsche Ideologie* (1845/46), ein umfangreiches handschriftliches Konvolut, in dem Marx und Engels die Grundzüge ihrer Geschichtsauffassung erstmals gemeinsam formuliert haben. Es galt lange als verschollen, denn Marx erwähnt es im Vorwort von 1859, sagt aber zugleich, dass sie es seinerzeit, nachdem sich die Drucklegung zerschlagen hatte, der „nagenden Kritik der Mäuse“ überlassen hätten (MEW 13, 10). Die *Deutsche Ideologie* wurde erst 1932 in der MEGA¹ veröffentlicht (Abt. I, Bd. 5), der Text von dort aus 1956 in die DDR-Ausgabe übernommen (MEW 3), mit einem Vorwort des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU, in dem es heißt, das Manuskript sei nach dem Tode Engels' in die Hände der „opportunistischen Führer der deutschen Sozialdemokratie“ gelangt, „die es lange Zeit hindurch der Öffentlichkeit vorenthielten“ (MEW 3, XI). Dass der Nachlass von Marx und Engels zunächst beim Parteivorstand der SPD verblieb (bis zu dessen Emigration 1933), ist richtig (er befindet sich heute in Moskau und im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam). Dass die SPD-Führung den Text der *Deutschen Ideologie* absichtlich zurückgehalten habe, ist Unfug.

Selbst diese wenigen Beispiele zeigen, dass die Überlieferung und Kanonisierung des Werkes von Marx und Engels somit nicht nur ein ziemlich komplexer, sondern auch ein politisch äußerst brisanter Vorgang gewesen ist. Für die DDR-Geschichtswissenschaft und die SED-Führung bedeutete dies, dass sie sich mit *diesem* Kanon im Grunde eine ideologische Zeitbombe eingehandelt hatten. Denn wie sollte man ausgerechnet einen Kanon dogmatisieren, der so schöne, lebendige und unkonventionelle, aber auch in sich so widersprüchliche Texte umfasst wie die von Marx und Engels (was im übrigen für das Werk großer Klassiker gar nichts Besonderes ist)?

Wie die folgenden Kapitel immer wieder anschaulich zeigen werden, hatte die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft in der DDR mit der ideologischen Verwaltung ihrer ‚heiligsten‘ Schriften dann in der Tat ihre liebe Not. Dabei ist allerdings zu beachten, dass es auf dem Terrain der Beschäftigung mit der antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte, die den Gegenstand unseres Kurses darstellt, immer noch vergleichsweise harmlos zugeht. Zwar gab es auch dort ziemliche Widersprüche, die zunächst einfach dogmatisch entschieden und erst später offener diskutiert wurden, etwa in der Frage, welche vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen es denn überhaupt gegeben habe. So war (wir erinnern uns) in den parteioffiziellen Lehrbüchern zunächst stets von Urgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft und Feudalismus die Rede (weil Stalin dies 1938 so gesagt hatte), während die asiatische Produktionsweise einfach ausgeblendet wurde (obwohl sie von Marx im Vorwort von 1859 ausdrücklich genannt wird, die Urgesellschaft dagegen *nicht* [siehe oben: S. 20 = MEW 13, 9]). Später kam die asiatische Produktionsweise dazu, weil neben den Lehrbüchern natürlich auch die Klassiker selbst zu studieren waren und somit am vollen Wortlaut des Vorworts 1859 kein Weg mehr vorbei ging (MEW 13 erschien 1961). Noch später kam man darauf, dass sich Marx bis an sein Lebensende mit der Frage der asiatischen Produktionsweise herumgeschlagen hatte (ohne zu einer endgültigen Lösung zu finden), und begann sich intensiver damit zu beschäftigen. In klugen Lehrbüchern wie z.B. dem *Philosophischen Wörterbuch* von Klaus und Buhr, das ab den 1970er Jahren auch der westlichen Forschung gegenüber recht aufgeschlossen war, konnte man sich denn auch zu relativ offenen Stellungnahmen durchringen:

In der marxistischen Geschichtswissenschaft wird seit einigen Jahren die Frage diskutiert, ob diese frühe Klassengesellschaft – die asiatische Produktionsweise – als selbständige Formation anzusehen ist. Die Tendenz der Diskussion geht dahin, im Anschluß an Marx und Engels den selbständigen Charakter dieser Formation anzuerkennen (Klaus/Buhr 1976: 131).

Doch wie bereits angedeutet: Solche Offenheit war nicht zuletzt deshalb möglich, weil Fragen der historischen Forschung über die vorkapitalistischen Produktionsweisen relativ unverfänglich waren. Zeitlich lagen Antike, Mittelalter und Frühe Neuzeit weit genug entfernt von der Gegenwart und den aktuellen Auseinandersetzungen mit dem Klassenfeind in der BRD, als dass sie politisch hätten gefährlich werden können. Schließlich hatten ja Marx und Engels selbst kein genuines wissenschaftliches Interesse daran gehabt, sondern die vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen nur aus dem selektiven Blickwinkel ihres Beitrags zur Vorgeschichte der kapitalistischen Produktionsweise betrachtet. Hier konnte also im Grunde Nichts ‚anbrennen‘. Unter dem förmlichen Titel der „Formationstheorie“ entwickelte sich sogar eine eigene Sparte der DDR-Geschichtswissenschaft, in der es um die Rekonstruktion der Auffassungen von Marx und Engels (und Lenin) über die unterschiedlichen Gesellschaftsformationen ging, um auf dieser Grundlage eine *konsistente* Theorie zu entwerfen. Dabei war man durchaus nicht unkritisch, denn auch Unstimmigkeiten im Werk der Klassiker wurden offen angesprochen (etwa bei Engelberg/Küttler 1978).

So haben sich in der DDR-Geschichtswissenschaft auf dem weiten Feld der antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte im Laufe der Zeit immer mehr Nischen herausgebildet, in denen man relativ unverfänglich arbeiten und sich auch mit westlichen Forschungsansätzen freier auseinandersetzen konnte als dies im Bereich der neueren und neusten Geschichte jemals der Fall gewesen ist. Das betraf auch die Möglichkeiten des Dialogs mit den Kollegen in der Bundesrepublik, worauf wir zum Abschluss dieser Einleitung noch kurz zu sprechen kommen müssen.

5 Deutsche Historiker in Ost und West: Grenzen und Konvergenzen des Dialogs

Natürlich gab es auf beiden Seiten ideologisch festgefahrene geistige Barrieren, die jedem wirklichen Dialog im Wege standen. Bis zum Ende der DDR wurden die dortigen Historiker nicht müde, ihre Kollegen im Westen als imperialistische Agenten zu verteufeln und der bewussten Verfälschung der wahren Geschichte zu bezichtigen. Naturgemäß waren solche Ausfälle am heftigsten, wenn es um Fragen der deutschen Geschichte im späten 19. und 20. Jahrhundert ging, weil dies die historische Legitimität der DDR unmittelbar berührte. Schließlich verstand sich die SED als siegreiche Partei der Arbeiterklasse in der direkten Nachfolge der KPD, die das politische Vermächtnis von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg erfüllt hatte und dem Beispiel Lenins gefolgt war, um auf deutschem Boden den Sozialismus zu verwirklichen. Daher durfte z.B. lange Zeit kein offenes Wort über Rosa Luxemburgs Kritik an der Russischen Revolution verloren werden. Doch auch auf anderen Gebieten war man in der Kritik an der westdeutschen Geschichtswissenschaft nicht zimperlich. So wurde (wie wir noch sehen werden) z.B. gegenüber den Reformationshistorikern der Vorwurf erhoben, dass sie die Rolle der Volksmassen herunterspielten, die Bedeutung des Bauernkriegs in Abrede stellten (beides war unzutreffend) und durch ihre starke Konzentration auf Luthers Theologie eine ideologische Vernebelungstaktik betrieben, deren einziges Ziel darin bestünde, die westdeutsche Arbeiterklasse in ihrem Kampf gegen den Imperialismus zu schwächen.

Umgekehrt verwahrten sich die Historiker in der Bundesrepublik gegen solche verschwörungstheoretischen Anschuldigungen, bezichtigten die Kollegen in der DDR der ideologischen Verblendung, und sahen in ihnen bestenfalls politische Träumer, aber wohl eher bolschewistische Apparatschiks, die unter dem Deckmantel der Wissenschaft einer unmenschlichen Diktatur willfährig zu Diensten gingen. In der Tat musste es nach der Ausschaltung ‚oppositioneller‘ Kräfte in der DDR im Zuge der Entstalinisierungskrise seit 1956, insbesondere aber nach dem Mauerbau 1961, den Anschein haben, als sei die gesamte DDR-Geschichtswissenschaft endgültig ‚gleichgeschaltet‘ und damit jede Möglichkeit ernsthafter historischer Forschung verbaut.

Dieses Bild hat sich neuerdings durch die gesamtdeutsche historische Forschung zur DDR-Geschichtswissenschaft, die seit der Öffnung der DDR-Archive nach der Wende von 1989 möglich geworden ist, weitgehend bestätigt. So steht etwa die außerordentlich frühe Stalinisierung der ostdeutschen Historikerkunft, auch im Vergleich zur Entwicklung in anderen Ostblockstaaten wie Ungarn oder der Tschechoslowakei, außer Frage (Connelly 1998). Zugleich haben sich aber auch neue Perspektiven eröffnet. So scheint sich die DDR-Geschichtswissenschaft trotz (oder vielleicht gerade wegen) der strengen politischen Steuerung durch die SED in der Praxis relativ früh zu einem komplexen Organisationsgefüge gemausert zu haben, das im täglichen Trott des arbeitsteiligen Normalbetriebs von ähnlichen strukturellen Problemen geprägt war wie sie für jedes bürokratisch organisierte Wissenschaftssystem typisch sind (interne Koordinationsschwierigkeiten, Interessenskonflikte nach außen). Es ist auch problematisch - wie dies die westdeutsche Forschung vor 1989 (mehr oder weniger notgedrungen) getan hat -, sich vornehmlich auf die ideologische Entwicklung der DDR-Geschichtswissenschaft zu konzentrieren und von einer relativ unveränderten dogmatischen Bevormundung z.B. einfach auf gleichbleibende soziologische Strukturen zu schließen. So wissen wir heute, dass sich die DDR-Historikerkunft von einer dezidiert politischen Avantgarde, der in den 1950er Jahren noch viele formal

nicht qualifizierte Quereinsteiger angehörten (Professoren ohne Habilitation), in den 1970er und 80er Jahren zu einer technokratischen Funktionselite entwickelte, deren Rekrutierung nach streng professionellen Standards erfolgte, die denen im Westen ziemlich ähnlich waren (abgesehen natürlich von der politischen Linientreue als äußerer Anforderung für die Mitgliedschaft) (Jessen 1998).

Diese Entwicklung wiederum vollzog sich im Rahmen der weltpolitischen Veränderungen, die mit der Entspannungspolitik der 1970er und 80er Jahre einher gingen. Seit der völkerrechtlichen Anerkennung als eigenständiger Staat (Grundlagenvertrag 1972, UN-Mitgliedschaft 1973) bemühte sich die DDR, im Westen als fortschrittlich und modern zu erscheinen. Als neue Funktionselite musste sich die DDR-Historikerzunft auch international sehen lassen können. Daher kam es zu einer partiellen Öffnung gegenüber neueren Ansätzen und Fragestellungen in der westlichen Geschichtswissenschaft, vor allem auf dem Gebiet der modernen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, wie sie Frankreich und Großbritannien bereits seit längerem existierten und in der Bundesrepublik mit dem Übergang zur Historischen Sozialwissenschaft gegeben waren.

Dadurch veränderten sich schließlich auch die Bedingungen des Dialogs zwischen den Historikern der beiden deutschen Staaten. Für die jüngere Generation der westdeutschen Historikerzunft war der Marxismus nun buchstäblich kein ‚rotes Tuch‘ mehr, sondern wurde zur intellektuellen Herausforderung. Bereits in den 1960er Jahren hatte hier eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der historischen Forschung in den Ostblockländern eingesetzt, die dann auch zu einer intensiven Beschäftigung mit den Schriften von Marx und Engels führte. Ein herausragendes frühes Zeugnis dieser westdeutschen Öffnung gegenüber der marxistisch-leninistischen Tradition ist ein Nachschlagewerk, das zwischen 1966 und 1972 erschien und durch seine faire Ernsthaftigkeit auch heute noch besticht: *Sowjetsystem und Demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie*. Es ist bis heute der beste allgemeine Wegweiser zum Werk von Marx und Engels (und wird in Zukunft durch das seit 1994 erscheinende *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* zu ergänzen sein, das aber erst bis zum Stichwort „Justiz“ vorgedrungen ist). Unter den Historikern in der DDR setzte die Öffnung gegenüber der westlichen Forschung etwas später ein und war bis zuletzt eher eine begrenzte Angelegenheit als dass sie die Arbeit der Historikerzunft insgesamt verändert hätte. Aber seit Mitte der 1970er Jahre gab es auch in der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft der DDR wirklich innovative Nischen der Forschung, in denen westliche Standards erreicht wurden.

Hinweise zur vertiefenden und weiterführenden Lektüre

Um den Text möglichst flüssig lesbar zu halten, habe ich mich neben direkten Zitatbelegen auf sporadische Literaturverweise beschränkt. Dadurch bleibt Vieles ungenannt, obwohl es wichtig ist, vor allem da, wo die Sache selbst komplizierter ist als der einfache Reim, den ich mir im Text darauf gemacht habe. Das trage ich hier nach. Diese zusätzlichen Hinweise dienen aber nicht nur (wie es sich gehört) der Rechenschaftslegung des Autors, sondern sollen auch Allen weiterhelfen, die es genauer wissen oder an bestimmten Stellen nachhaken möchten (etwa zu Themen für Prüfungsleistungen zum Abschluss des Moduls 11 A, die hier schlummern!). Sie sind nach thematischen Stichworten geordnet, in der Reihenfolge der im Text behandelten Schwerpunkte.

Erinnerungskultur, Gedächtnis. Die neuere Forschung steht im Zeichen kritischer Weiterführung der Pionierarbeiten von Maurice Halbwachs, der 1945 im KZ Buchenwald ermordet wurde. Das hat zur Auffächerung des begrifflichen Feldes geführt: neben dem „kollektivem Gedächtnis“ (*mémoire collective*) (der Begriff stammt von Halbwachs) ist auch vom „kulturellen“, „kommunikativen“ und „sozialen“ Gedächtnis die Rede. Knappe, aber vortreffliche Orientierung bieten Assmann 2001a; 2001b; Assmann 2002; Bering 2001; Burke 1990 (alle mit weiterer Literatur). Es wird durchweg betont, dass nicht nur das individuelle, sondern auch alle Formen des kollektiven Gedächtnisses höchst selektiv sind und Erinnern ohne Vergessen (Tanner 2002) unmöglich ist. Dies, so sagt man, gilt auch für schriftgestützte Formen der Erinnerung (einschließlich der Geschichtsschreibung), weil schon die ursprüngliche (oder nachträgliche) Aufzeichnung selektiv war und später auch Vieles wieder vernichtet wurde oder anderweitig verloren ging (so auch Beise 2001). Dagegen steht jedoch, dass in allen westlichen Zivilisationen der Gebrauch schriftlicher Zeugnisse als Speichermedium (auch bei Alltagsgeschäften) eine ungeheure Masse an (potentiellem) Gedächtnisstoff mit sich gebracht hat, der gerade *nicht* verloren geht, sondern ständig zunimmt (auch im Hinblick auf die Vergangenheit: jede Ausgrabung bringt neue Quellen). Dies wird für mein Verständnis zu wenig gewürdigt, weshalb ich den Begriff des professionellen historischen Gedächtnisses als Kontrapunkt zur gegenwärtigen Diskussion aufgeworfen habe.

Historischer Horizont. Hier habe ich Metaphern benutzt (Horizont und Standpunkt), die ebenso eindringlich wie gefährlich sind, weil damit ziemlich komplexe kulturwissenschaftliche Fragen ins Spiel kommen (Koselleck 1976; Gadamer 1960: 286-290).

Nachkriegszeit. Zur politischen Kultur und ‚Stimmungslage‘ nach 1945: anschauliche, aber eher impressionistisch Maerialsammlung bei Glaser (1997: 16-180); kompakter und kompetenter Sontheimer (1991: 133-158); weiter ausholend, aber analytisch klar und treffsicher im Urteil die meisterhafte Darstellung bei Winkler (2000: 109-115, 166-179); solide, instruktiv und auf allerneuestem Stand (druckfrisch!) Wolfrum (2005: 215-239).

Rückkehr zum Historismus, Aufbruch nach Alteuropa. Grundlegend Iggers (1972) und Schulze (1989), wie im Text bereits gesagt; daneben nenne ich nochmals Walder (1967), der wirklich hält, was er im Titel verspricht, und als einer der ersten Neuzeitler für Brunner und Gerhard eine Lanze gebrochen hat. Gerhard hat sein Modell später ausgebaut (1981; dt. 1985). Dass Brunner nach 1945 die Zunft auf neue Wege gebracht hat, steht außer Frage. Unabhängig davon stellt sich aber im größeren Kontext die Frage, wie viel innovatives Potenzial die „Volksgeschichte“ besaß; ähnliches gilt für die Ostraumforschung, in die während des Zweiten Weltkriegs auch Conze und Theodor Schieder verwickelt waren. Darauf bin ich im Text nicht näher eingegangen (zum ganzen Komplex Oberkrome 1993; Schöttler 1997; Schulze/Oexle 1999). Zur Bedeutung Conzes im größeren Kontext der Strukturgeschichte/Sozialgeschichte (von dem ich im Text absehen musste) gibt es zwei neue solide diskursgeschichtliche Arbeiten (Chun 2000; Etzenmüller 2001).

Historische Sozialwissenschaft. Auch hier habe ich nur einige Aspekte gestreift, die mir für unser Thema unverzichtbar erschienen, und hoffentlich nicht zu viel Gewicht auf Wehler und Kocka gelegt - sie stehen für eine ganze Generation, deren Grenzen zur vorangehenden im übrigen fließender sind als es der Text suggeriert. Zur weiteren Orientierung: Mooser (1990: bes. 95-101) und die repräsentative Bilanz von Schieder/Sellin (1986-87). Zur Modernisierungstheorie die umsichtige Würdigung von Mergel (1997). – Der Vollständigkeit halber muss ich ferner erwähnen, dass die Historische Sozialwissenschaft inzwischen ihre Leitfunktion verloren hat, denn seit etwa 1985 schält sich das neue Paradigma der Geschichte als Historischer Kulturwissenschaft heraus.

DDR-Geschichtswissenschaft. Das beste Kompendium der westdeutschen Forschung (bis 1989) ist das von Fischer/Heydemann (1989; 1990), dessen Beiträge vornehmlich eine (ideologie)kritische Nachzeichnung des Mainstreams der DDR-Geschichtswissenschaft bieten. Als Beitrag zu einer fairen Würdigung im internationalen Vergleich sind die kompetenten Überblicke von Iggers (1978; 1996) unverzichtbar. Iggers hat auch eine repräsentative Auswahl innovativer Beiträge aus der DDR vorgelegt (1991, mit umsichtiger Einleitung). Meine Bemerkungen zur neueren Forschung (nach 1989) zur DDR-Geschichtswissenschaft fußen auf Kowalczyk (1994; 1997), Connelly (1998), Jessen (1998) und Sabrow (2000).

Geschichte der Vormoderne bei Marx und Engels. Die Literatur zum historischen Werk von Marx und Engels ist unüberschaubar. Daher bin ich hier bewusst auf die Quellen selbst zurückgegangen (*siehe unten*) und habe vor allem die Offenheit ihrer Ansätze betont. Über Marx und Engels als ‚Historiker‘ gibt es zwei ältere, aber nach wie vor vortreffliche Skizzen (Groh 1972; Steinberg 1972). Zu ihrem Geschichtsbild neuerdings die meisterhafte Zusammenfassung von Küttler (2001a). Küttler zählte schon zu DDR-Zeiten unter den gestandenen Historikern zu den klügsten theoretischen Köpfen. Seine neueren Arbeiten sind ein gutes Beispiel für das unvermindert (selbst)kritische Potenzial eines undogmatischen Marxismus. Ihm verdanken wir auch die derzeit besten Kurzdarstellungen zum Begriff der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen (Küttler 1999; 2001b; siehe auch Herrmann 1999) und zur Entwicklung des historischen Materialismus (Küttler/Petrioli/Otto 2004).

Geschichtswissenschaft in den beiden deutschen Staaten. Zur Einordnung der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 in den Kontext der Geschichtswissenschaft im 20. Jh. insgesamt: Raphael (2003). Zur Einordnung in den Kontext gegenwärtiger Debatten Eibach/Lottes (2002).

Quellen

- Karl Marx/Friedrich Engels, *Werke*, 39 Bde u. 1 Erg.-Bd (in 2 Teilen), Berlin/DDR: Dietz 1956-68 (zitiert als MEW)
 inzwischen erweitert auf 43 Bde (Stand 2005)
 Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin/DDR: Dietz 1974 (= Moskau 1939/41) (zitiert als *Grundrisse*)
 Seit 1983 auch als MEW 43 greifbar (andere Paginierung)

Literatur

- Alteuropa 1963: *Alteuropa und die moderne Gesellschaft. Festschrift für Otto Brunner*, hg. v. Historischen Seminar der Universität Hamburg, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Assmann, Aleida 2001a: Kollektives Gedächtnis, in: Pethes, Nicolaus/Ruchatz, Jens (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek: Rowohlt (re 55636) 308-310.
- Assmann, Aleida 2001b: Schrift, in: Pethes, Nicolaus/Ruchatz, Jens (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek: Rowohlt (re 55636) 526-529.
- Assmann, Jan 2002: Gedächtnis, in Jordan, Stefan (Hg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart: Reclam (UB 503), 97-101.
- Beise, Arnd 2001: Geschichte, in: Pethes, Nicolaus/Ruchatz, Jens (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek: Rowohlt (re 55636) 220-223.
- Bering, Dietz 2001: Kulturelles Gedächtnis, in: Pethes, Nicolaus/Ruchatz, Jens (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek: Rowohlt (re 55636) 220-223.
- Brunner, Otto 1939: *Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter*, 5. Aufl., Wien: Böhlau.
- Brunner, Otto 1949: *Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohbergs 1612-1688*, Salzburg: Müller.
- Brunner, Otto 1968: *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Burckhardt, Jacob 1952 (1860): *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*, Stuttgart: Kröner (KTA 53)
- Chun, Yim-Sung 2000: *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948-1962*, München: Oldenbourg (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, 6).

- Connelly, John 1998: Stalinismus und Hochschulpolitik in Ostmitteleuropa nach 1945, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24, 5-23.
- Conze, Werner 1957: *Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht*, Köln: Westdeutscher Verlag (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen: Geisteswissenschaften, 66).
- Eibach, Joachim/Lottes, Günther (Hg.) 2002: *Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB 2271).
- Engelberg, Ernst/Küttler, Wolfgang (Hg.) 1978: *Formationstheorie und Geschichte. Studien zur historischen Untersuchung von Gesellschaftsformationen im Werk von Marx, Engels und Lenin*, Berlin: Akademie-Verlag.
- Eckermann, Walther/Mohr, Hubert (Hg.) 1979: *Einführung in das Studium der Geschichte*, 3. Aufl., Berlin/DDR: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Etzenmüller, Thomas 2001: *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München: Oldenbourg (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, 9).
- Fischer, Alexander/Heydemann, Günther (Hg.) 1988: *Geschichtswissenschaft in der DDR*, Bd. 1: *Historische Entwicklung, Theoriediskurs und Geschichtsdidaktik*, Berlin: Duncker & Humblot (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung, 25/I).
- Fischer, Alexander/Heydemann, Günther (Hg.) 1990: *Geschichtswissenschaft in der DDR*, Bd. 2: *Vor- u Frühgeschichte bis Neueste Geschichte*, Berlin: Duncker & Humblot (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung, 25/II).
- François, Etienne/Schulze, Hagen (Hg.) 2001: *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde, München: Beck (Auswahlausgabe 2005: Bundeszentrale für Politische Bildung).
- Gadamer, Hans-Georg 1960: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen: Mohr.
- Gerhard, Dietrich 1956: Periodization in European history, in: *American Historical Review*, 61, 900-913.
- Gerhard, Dietrich 1962: Zum Problem der Periodisierung der europäischen Geschichte, in: Gerhard, Dietrich, *Alte und Neue Welt in vergleichender Geschichtsbetrachtung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 40-56.
- Gerhard, Dietrich 1981: *Old Europe. A study of discontinuity, 1000-1800*, New York: Academic Press.
- Gerhard, Dietrich 1985: *Das Abendland. 800-1800*, Freiburg/Würzburg: Ploetz.
- Glaser, Hermann 1997: *Deutsche Kultur. Ein historischer Überblick von 1945 bis zur Gegenwart*, München: Hanser.
- Groh, Dieter 1972: Karl Marx, in: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.), *Deutsche Historiker*, Bd. 4, Göttingen: V&R, 25-39.
- Hardtwig, Wolfgang 1990: *Geschichtskultur und Wissenschaft*, München: dtv (4539)
- Herrmann, Joachim 1999: Formationenfolge, vorkapitalistische Gesellschaftsformationen, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hg. v. Haug, Wolfgang Fritz, Hamburg: Argument, Bd. 4, 655-668.
- Huizinga, J[ohan] 1941: Über eine Formveränderung der Geschichte seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts, in: Huizinga, J[ohan], *Im Bann der Geschichte. Betrachtungen und Gestaltungen*, Basel: Burg 1943, 107-128.
- Iggers, Georg G. 1972: *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart*, 2. Aufl., München: dtv (4059)
- Iggers, Georg G. 1978: *Neue Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft. Ein internationaler Vergleich*, München: dtv (4308).
- Iggers, Georg G. (Hg.) 1991: *Ein anderer historischer Blick. Beispiel ostdeutscher Sozialgeschichte*, Frankfurt a.M.: Fischer (10834).
- Iggers, Georg G. 1996: *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (VR 1565).
- Jessen, Ralph 1998: Diktatorischer Elitenwechsel und universitäre Milieus. Hochschullehrer in der SBZ/DDR (1945-1967), in: *Geschichte und Gesellschaft* 24, 24-54.

- Kaminsky, Annette (Hg.) 2004: *Orte des Erinnerns. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR*, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Klaus, Georg/Buhr, Manfred (Hg.) 1976: *Philosophisches Wörterbuch*, 12. Aufl., Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Koselleck, Reinhart 1976: ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien, in: Engelhardt, Ulrich/Sellin, Volker/Stuke, Horst (Hg.), *Soziale Bewegung und politische Verfassung. Beiträge zur Geschichte der modernen Welt*, Stuttgart: Klett, 13-33 (auch in: Koselleck, Reinhart, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik historischer Zeiten*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, 349-375).
- Kowalczyk, Ilko-Sascha 1994: „Wo gehobelt wird, da fallen die Späne“. Zur Entwicklung der DDR-Geschichtswissenschaft bis in die späten fünfziger Jahre, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 42, 302-318.
- Kowalczyk, Ilko-Sascha 1997: *Legitimation eines neuen Staates. Parteiarbeiter an der historischen Front. Geschichtswissenschaft in der SBZ/DDR 1945 bis 1961*, Berlin: Links.
- Küttler, Wolfgang 1999: Formationstheorie, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hg. v. Haug, Wolfgang Fritz, Hamburg: Argument, Bd. 4, 669-680.
- Küttler, Wolfgang 2001 a: Geschichte, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hg. v. Haug, Wolfgang Fritz, Hamburg: Argument, Bd. 5, 428-440.
- Küttler, Wolfgang 2001 b: Gesellschaftsformation, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hg. v. Haug, Wolfgang Fritz, Hamburg: Argument, Bd. 5, 585-598.
- Küttler, Wolfgang/Petrioli, Alexis/Wolf, Frieder Otto 2004: Historischer Materialismus, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hg. v. Haug, Wolfgang Fritz, Hamburg: Argument, Bd. 6/I, 316-334.
- MEW = Marx/Engels-Werke (siehe unter Quellen).
- Mergel, Thomas 1997: Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne, in: Mergel, Thomas/Welskopp, Thomas (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München: Beck (bsr 1211), 203-232.
- Mooser, Josef 1990: Wirtschafts- u Sozialgeschichte, Historische Sozialwissenschaft, Gesellschaftsgeschichte, in: Dülmen, Richard van (Hg.), *Fischer Lexikon Geschichte*, Frankfurt a. M.: Fischer (4563), 86-101.
- Müller, Johann Baptist (Hg.) 1983: *Die Deutschen und Luther. Texte zur Geschichte und Wirkung*, Stuttgart: Reclam (UB 7916).
- Nora, Pierre (Hg.) 1984-1992: *Les Lieux de mémoire*, 7 Bde, Paris: Gallimard.
- Nora, Pierre 1990: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin: Wagenbach (= Frankfurt a.M.: Fischer 1998 [12295]).
- Nora, Pierre (Hg.) 2005: *Erinnerungsorte Frankreichs*, München: Beck.
- Oberkrome, Willi 1993: *Volksgeschichte. Methoden Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 101)
- Oexle, Otto Gerhard 1984: Sozialgeschichte – Begriffsgeschichte – Wissenschaftsgeschichte. Anmerkungen zum Werk Otto Brunners, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 71, 305-341.
- Puvogel, Ulrike u.a. (Hg.) 1996/2000: *Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus*, 2 Bde, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Raphael, Lutz 2003: *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, München: Beck (bsr 1543).
- Sabrow, Martin 1997: *Verwaltete Vergangenheit. Geschichtskultur und Herrschaftslegitimation in der DDR*, Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.
- Sabrow, Martin 1998: „Beherrschte Normalwissenschaft“. Überlegungen zum Charakter der DDR-Historiographie, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24, 412-445.
- Sabrow, Martin (Hg.) 2000: *Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau (Zeithistorische Studien, 14).

- Schieder, Wolfgang/Sellin, Volker (Hg.) 1986-87: *Sozialgeschichte in Deutschland: Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang*, 5 Bde, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schneider, Ute 2000: Geschichte der Erinnerungskulturen, in Cornelißen, Christoph (Hg.), *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, Frankfurt a.M.: Fischer, 259-270.
- Schöttler, Peter (Hg.) 1997: *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (stw 1333)
- Schulze, Winfried 1989: *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München: Oldenbourg (HZ Beih.10). München: dtv 1993 (4597)
- Schulze, Winfried 1993: „Von den großen Anfängen des neuen Welttheaters“. Entwicklung, neuere Ansätze und Aufgaben der Frühneuezeitforschung, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 44, 3-18.
- Schulze, Winfried/Oexle, Otto Gerhard (Hg) 1999: *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M: Fischer (14606).
- Sontheimer, Kurt 1991: *Die Adenauer-Ära. Grundlegung der Bundesrepublik*, München: dtv (4525).
- Steinberg, Hans-Josef 1972: Friedrich Engels, in: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.), *Deutsche Historiker*, Bd. 3, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 29-40.
- Staritz, Dietrich 1996: *Geschichte der DDR*, erw. Neuausg., Frankfurt a.M.: Suhrkamp (es 1260).
- Tanner, Jakob 2002: Erinnern/Vergessen, Jordan, Stefan (Hg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart: Reclam (UB 503), 77-81
- Taylor, A.J.P. 1945: *The course of German history*, London: Routledge 2001 (Routledge Classics).
- Walder, Ernst 1967: Zur Geschichte und Problematik des Epochenbegriffs „Neuzeit“ und zum Problem der Periodisierung des europäischen Geschichte, in: Walder, Ernst u.a. (Hg.), *Festgabe Hans von Greyerz zum 60. Geburtstag, 5. April 1967*, Bern: Lang, 21-47.
- Wehler, Hans-Ulrich 1975: *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (VR 1407) (auch in: Wehler, Hans-Ulrich, *Die Gegenwart als Geschichte. Essays*, München: Beck 1995, 13-59, 266-284).
- Winkler, Heinrich August 2000: *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 2, *Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung*, München: Beck.
- Wolfrum, Edgar 1999: *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990*, Darmstadt: WBG.
- Wolfrum, Edgar 2005: *Die Bundesrepublik Deutschland 1949-1990*, Stuttgart: Klett-Cotta (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. 10. Aufl, Bd. 23).